

stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

90

Frühling 2014

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287

Mehrsprachigkeit in Wien



von der Habsburger-Monarchie
bis heute

In tiefer Trauer
um Helga Pankratz [1959–2013]

Helga Pankratz, Stimme-Autorin und langjähriges Vorstandsmitglied der Initiative Minderheiten, ist Ende Jänner 2013 unmittelbar vor ihrem 55. Geburtstag gestorben.

Wir verlieren mit Helga Pankratz nicht nur eine der engagiertesten Aktivistinnen der österreichischen Lesben- und Schwulenbewegung und eine großartige Autorin, sondern auch einen wunderbaren Menschen, den wir als Geschäftsführerin der Österreichischen DialektautorInnen lange Jahre auch als Bürokollegin in der Bürogemeinschaft in der Wiener Gumpendorfer-Straße erleben durften.

Helgas Freude anlässlich der Übersetzung ihrer Bücher und Gedichte ins Slowenische ist uns noch in bester Erinnerung. Sie war sehr glücklich, dass gerade ihre Bücher in eine österreichische Volksgruppensprache übersetzt wurden. Und das war es unter anderem auch, was Helga so ausgezeichnet hat: die Solidarität und die tiefe Verbundenheit mit allen gesellschaftlich diskriminierten Gruppen, mit allen Minderheiten. Das Leben von Helga war von Empowerment geprägt. Niemand hat so gerne und großzügig, dezent und gleichzeitig wirksam unterstützt und gefördert wie sie.

Wir verabschieden uns von Helga mit einem Zitat aus dem Doppelinterview mit ihr und Sushila Mesquita – beide Vorstandsmitglieder der Initiative Minderheiten und Aktivistinnen der queeren Bewegung aus zwei Generationen – in der Jubiläumsausgabe der Stimme 2011. Sie sagte in diesem Gespräch:

„Ich habe ein ausgeprägtes Gefühl der Generativität. Ich werde zwar nie biologisch eigene Kinder haben, aber wo in der Welt ich auch bin: Die jeweilige queere Szene ist für mich „daheim“ und „Familie“. Die Generationen vor mir – zum Beispiel Schwule, die im KZ umgekommen sind, empfinde ich als meine Großväter und Väter. Und nach mir folgende Generationen, die nicht hetero sind, empfinde ich in gewisser Weise als Nachkommen. Solange ich lebe, steht mein politischer Kampf in dieser historischen Reihe.“

Liebe Helga, Du hast in der Initiative Minderheiten eine Heimat gefunden und wir in Dir. Dafür danken wir Dir von ganzem Herzen. Hvala lepa!

„So
lange
ich
lebe,
kämpfe
ich
...“



Bei einer Diskussionsveranstaltung der HOSI Lesbengruppe nach der Aufführung von „Die bitteren Tränen der Petra von Kant“ im Volkstheater Studio im Konzerthaus 1981.
Foto: Volkstheater/HOSI Lesbengruppe Wien

stimme 90 >>



Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben**, Jahnstraße 17, 6020 Innsbruck |

Tel.: (+43 512) 586 783

Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien, Tel.: (+43/1) 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy**, **Beate Eder-Jordan**, **Ursula Hemetek**, **Cornelia Kogoj**, **Anita Konrad**, **Sabine Schwaighofer**, **Jana Sommeregger**, **Gerd Valchars**, **Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses**, **Kahlauer**, **Erwin Riess**

Zeichnungen & Illustrationen: **Fatih Aydoğdu**, **Hakan Gürses**

Grafisches Konzept und Artdirektion: **fazzDesign** (Fatih Aydoğdu) | fazz@fazz3.net

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.**, Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | office@dfd.co.at

Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: **Helga Kovrigar** | office@initiative.minderheiten.at

Abo-service: **Kai Kovrigar** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland (für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: www.initiative.minderheiten.at |

www.zeitschrift-stimme.at

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

04 | **Aushang**
Kurzmeldungen

05 | **Editorial**

Gamze Ongan

06 | **Stimmlage**
Migrationshintergrund
Hakan Gürses

08–10 | **Nationalsprachen**
Zur Geschichte eines erfolgreichen Konstrukts mit Folgen
Marianne Krüger-Potratz

11–13 | **1581 und die Folgen**
Zoff ums Slovenische in Innerösterreich
Wladimir Fischer-Nebmaier

14–15 | **Enge Verwandte**
Sprache und Macht im historischen Kontext
Jan Fellerer

16–17 | **Ausweg aus dem sozialen Elend**
Der Kampf um die tschechische Schule
Regina Wonisch

18–19 | **„Deutsch is hier Amtssprache....“**
Beobachtungen zur Mehrsprachigkeit im Gesundheitswesen
Bernd Meyer

20–21 | **Der Arbeitsalltag ist mehrsprachig**
Für eine Honorierung von Sprachkompetenzen
Mevlüt Küçükyasar

22–23 | **Was ist uns die Mehrsprachigkeit wert?**
Gedanken zum Internationalen Tag der Muttersprache
Vladimir Wakounig

24 | **Groll**
Klagenfurt, 3. Dezember 2013
Erwin Riess

26–27 | **Stars**
Ein Fotofund und die Geschichte dahinter
Vida Bakondy

28–29 | **Nachlese**
Mythos Partizan
Petra Permesser

30–31 | **Ein NS-Opfer am Soldatenfriedhof**
Über selektive Erinnerung in Hermagor
Bernhard Gitschtaler und Daniel Jamritsch

32–33 | **Lektüre**
Rezensionen

34 | **MehrsprachigkeitsSprech**
Vlatka Frketic

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: **STIMME - Zeitschrift der Initiative Minderheiten** ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der **Bürgerinitiative Demokratisch Leben** (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.

30 Jahre Engagement für Migrantinnen

Peregrina, das Bildungs-, Beratungs- und Therapiezentrum für Immigrantinnen, feiert heuer 30-jähriges Jubiläum. 1984 wurde der Verein von einer kleinen Gruppe türkischer und österreichischer Studentinnen gegründet, um sich als eine der ersten selbstorganisierten Betreuungsorganisationen für die Bedürfnisse zugewanderter Frauen in Wien zu engagieren. Im Laufe der folgenden Jahre gelang es Peregrina, seine Angebote auf Rechts-, Sozial- und Bildungsberatung, psychologische Beratung

und Behandlung sowie Basisbildungs- und Deutschkurse auszuweiten. Mittlerweile nehmen jährlich Frauen aus über 80 Herkunftsländern die Angebote des Vereins in Anspruch, 18 Mitarbeiterinnen unterschiedlicher Professionen sprechen mit ihnen in elf Sprachen.

Peregrina ist Trägerin des Dr.-Alexander-Friedmann-Preises (2010), des Preises der SozialMarie (2006) und des Dr.-Karl-Renner-Preises (2004). Das aktuelle ESF-Projekt „Nachhaltigkeit braucht Sprachenvielfalt“ des Vereins wurde kürzlich von der österreichischen UNESCO-Kommission im Rahmen der UN-Dekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ als offizielles UN-Dekadenprojekt ausgezeichnet.

Das **30 Jahre Fest** mit der Band Catch-Pop String-Strong und dem DJ-Kollektiv Brunnhilde findet am 23. Mai ab 20 Uhr in den WUK-Museumsräumen statt.

www.peregrina.at
www.facebook.com/vereinperegrina



Foto: Georgia Sever

Intervention gegen Bettelverbote

Die Initiative Minderheiten Tirol plant in Kooperation mit der Bettellobby Tirol ein Kunst- und Kulturprojekt zum Thema Bettelverbote.

„Die Debatte über Bettelverbote und die Kriminalisierung von BettlerInnen ist im Zuge einer gesetzlichen Neuregelung mit November 2013 auch in Tirol angekommen. Bevor die Denkmuster durch die ewige Wiederholung eingepreßt sind und Schlagwörter wie Bettelmafia oder organisierte Banden in ihrer inszenierten Bedrohlichkeit zum selbstverständlichen Argumentationsrepertoire gehören und der letzte Rest an der Bereitschaft zu Solida-

rität sich verflüchtigt hat, fangen wir schon mal an zu intervenieren“, erklärt das Projektteam seine Beweggründe. Ziel: Das Thema Betteln soll auf die Agenda kritischer künstlerisch-kreativer und politischer Netzwerke gesetzt werden.

Als Projektauftritt findet am 5. April 2013 ein Symposium zur Kriminalisierung des Bettelns und zu Interventionsformen statt, gefolgt von einem Workshop zur Ideensammlung für und Erarbeitung von Interventionen am 6. April 2013. In einem dritten Schritt schließlich gehen die ProjektteilnehmerInnen mit den gemeinsam entwickelten Interventionsformen an

Vertriebenes Kabarett

Oh, Donna Clara!

Fritz Löhner-Beda Matinée

Benefizveranstaltung zugunsten des Psychosozialen Zentrums ESRA mit Cornelia Horak, Boris Eder, Christoph Wagner-Trenkowitz und Alexander Kuchinka

Sonntag, 30. März 2014, 11:00 bis 13:00 Uhr
 Stadtsaal, Mariahilferstraße 81, 1060 Wien

Karten: (+43/1) 909 22 44 oder office@stadtsaal.com
www.esra.at



Fotos: Barbara Krobath & Graph Art Line e.U.

Diversity Ball im verflixten 7. Jahr

Schon zum 7. Mal lädt equali-szent – das Qualifikationszentrum für Gehörlosigkeit, Gebärdensprache, Schwerhörigkeit und Diversity Management zum Diversity Ball.

Unter dem Ehreenschutz von Sozialminister Rudolf Hundstorfer, Wirtschaftskammerpräsidentin Brigitte Jank und den Nationalratsabgeordneten Alev Korun (Grüne) und Nurten Yilmaz (SPÖ) findet der Diversity Ball am 17. Mai 2014 im Kursalon Wien im Stadtpark statt. Heuer steht der Diversity Ball ganz im Zeichen der „Herkunft“, verkünden die VeranstalterInnen, „Egal ob Dirndl, Lederhosen, Kimono, Sari, Bast-schuhe oder Klumpen – zeige deine Herkunft am Diversity Ball!“

Und was gibt es an Programm? **Ich bin O.K!** und die Queertänzerinnen von **Resis.Danse** sowie die Ballband **Round Midnight**, der Berliner Gebärdenspieler **Okan Seese** und die Kultband **Russkaja** spielen für Menschen unterschiedlicher Sprache, Herkunft, Religion und Weltanschauung, Gehörlose und Hörende, Menschen im Rollstuhl und Gehen-de auf. Getanzt wird jedenfalls barrierefrei.

Für mehr Information:
im.tirol@minorities.at
bettellobby-tirol@gmx.at

Das Projekt wird gefördert vom Land Tirol im Rahmen von tki-open 2014.

www.diversityball.at

Das erste Heft 2014 widmen wir der Dokumentation eines Symposiums der **Initiative Minderheiten**, das Ende November des vergangenen Jahres im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien stattgefunden hat.

Unter dem Titel „**Mehrsprachigkeit in Wien historisch betrachtet**“ haben Expertinnen und Experten aus dem In- und Ausland zwei Tage lang die Geschichte der Mehrsprachigkeit entlang historischer Konfliktlinien diskutiert und gleichzeitig diese mit aktuellen Debatten in Verbindung gebracht.

Der leitende Gedanke bei der Konferenzvorbereitung bestand laut Mitkurator **Wladimir Fischer-Nebmaier** darin, die häufige Verwechslung der symbolischen und der kommunikativen Ebene des Sprachgebrauchs aufzuklären:

„In politischen Debatten geht es meistens um die symbolische Funktion der Sprache – um Sprache als Symbol etwa sozialer Zugehörigkeit, politischer Ausrichtung und vieles Anderes mehr. Anders bei der kommunikativen Funktion von Sprache: Hier geht es vor allem darum, sich zu verständigen.“

Welche Sprachen dabei tatsächlich gesprochen werden, läuft laut Fischer-Nebmaier der Sprachsymbolik oft zuwider, weil hier eine andere Logik am Werk ist. Wir wissen alle, dass oft mehrere Sprachen gleichzeitig eingesetzt werden,

„aber wer will schon öffentlich verkünden, dass in Wien und

überall auf der Welt, die Staatssprache nicht oder nicht allein verwendet wird? Freilich kommen die symbolische und die kommunikative Funktion in der konkreten Sprachsituation gleichzeitig zum Tragen. Diese Mischverhältnisse sind jedoch schwer zu dokumentieren, weil sie vielfältig sind und massenhaft jeden Tag passieren. Und das ist besonders für die historische Betrachtung ein Problem.“

Die Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe versuchen trotzdem der symbolischen und funktionalen Ebene des Sprachgebrauchs nachzugehen – in der Vergangenheit und heute. Sie zeigen entweder Fälle, wo die beiden Ebenen durcheinander geraten sind und versuchen dieses Durcheinander aufzulösen. Oder sie befassen sich intensiv mit der einen oder anderen Funktion von Sprache.

Mit Ausnahme der Beiträge von **Bernd Meyer** und **Vladimir Wakounig** handelt es sich bei allen Texten um gekürzte Fassungen der Symposiumsvorträge. Eine Buchpublikation ist in Planung.

Des Weiteren beschäftigen wir uns in diesem Heft mit folgenden Themen:

Barrierefreiheit ist noch lange keine Selbstverständlichkeit, selbst in öffentlichen Kulturbetrieben nicht, wie **Erwin Riess** anlässlich der Manfred Bockelmann-Ausstellung in Klagenfurt ein weiteres Mal feststellen musste.

Vida Bakondy landete in ihren Recherchen über die Geschichte der Arbeitsmigration einen weiteren Glücksfund im Archiv: Sie hat eine Schwarz-Weiß-Fotografie entdeckt und stellt für uns deren Geschichte dar.

In der **Radio-Stimme-Nachlese** thematisiert **Petra Permessier** anhand des Sammelbandes „Mythos Partizan“ die neue Geschichtsschreibung in den neuen Nationalstaaten des postjugoslawischen Raums.

Bernhard Gitschtaler und **Daniel Jamritsch** vom Verein **Erinnern Gailtal** schließlich beanstanden selektives Gedenken. Ihr Beitrag handelt unter anderem von der Ausklammerung der NS-Opfer in Hermagor anhand der Geschichte des jüdischen Arztes **Albert Menninger-Lerchenthal**.

In eigener Sache

Die **Initiative Minderheiten** trauert um ihr langjähriges Vorstandsmitglied und **Stimme**-Autorin **Helga Pankratz**, die Ende Jänner 2013 verstorben ist. Jahrelang war Helga Pankratz für die **Initiative Minderheiten** eine große Stütze, Mitdenkerin und in ihrer konsequenten Haltung einzigartig. Wir werden sie sehr vermissen.

Einen schönen Frühlingsbeginn mit interessanter Lektüre wünscht
Gamze Ongan | Chefredakteurin

Mehrsprachigkeit

in Wien

References

1. St. Stephen's Cathedral Dd
2. Capuchin Church Dc
3. Augustine Church Dc
4. St. Michael's Ce
5. St. Peter's Cd
6. Schottenkirche Ce
7. Italian Church Ce
8. Maria Theresia Cd
9. St. Carlo Borromeo Ee
10. Greek Churches Dd
11. Synagogue Dd
12. Imperial Palace Ce
13. Imperial Riding School Ce
14. Hofburg Palace Dc

Migrationshintergrund

Ich habe einen Freund, der mich gerne zurechtweist. Vor allem, wenn ich über sprachliche Unzulänglichkeiten referiere. Es gibt Wörter, die aus dem Nichts auftauchen und in kürzester Zeit „Sinn machen“, sodass auch unpassende Inhalte durch sie „kommuniziert werden“. Oft stammen diese aus dem Angelsächsischen und erobern bald die deutsche Sprache – wie die jährlich angemieteten B-Promis auf dem Opernball, die auch nach ihrer Abreise nicht mehr vom Parkett der Glanzmagazine zu jagen sind.

Mein besagter Freund (Karl heißt er) rügt mich eben, wenn ich mich mit Hilfe körperlich dargestellter Führungszeichen über solche Wörter auslasse, und sagt: Reg dich nicht auf, das sind ja nur Wörter! Ich verstehe ihn schon („die Chemie stimmt“ zwischen uns); das bisschen Ästhetik, das durch Verwendung von unbeholfenen Anglizismen Schaden erleidet, ist die aufgewendete Energie nicht wert. Wenn es Karl zu blöd wird mit meinen Sprachpolizei-Allüren, sagt er lakonisch: Deutsch ist ja gar nicht deine Muttersprache, „wo liegt also dein Problem“? Recht hat er.

Es gibt indes Sprachungetüme, die nicht deswegen stören, weil sie sprachlich unzulänglich sind. Für viele meiner Freundinnen und Kollegen, die biografisch mit Migration zu tun haben, klingen diese aus anderen Gründen monströs. Was sie und mich an solchen Wörtern stört, ist der ihnen anhaftende „Denk-Haushalt“. Es geht hier nicht mehr um Stilistik, Grammatik oder Idiomatik – es geht um reine politische Logistik. Solche Wörter dienen als Waffen in einem hegemonialen Kampf, der auf dem Schauplatz der nationalen und kulturellen Zugehörigkeit ausgetragen wird.

Beispiele? In den 1980er Jahren lernte ich etwa, mich vorsichtig nach einem Fluchtweg umzusehen, wenn jemand im Zusammenhang mit Eingewanderten „unsere Gäste“ sagte. Als bald kam der Ausdruck „kulturelle Differenzen“ dazu, anschließend „Sicherheit“. Es folgten „islamische Kultur“ und „Wirtschaftsflüchtling“. Viele Migrantinnen und Migranten mit Österreich-Erfahrung kriegen heute umgehend Zahnschmerzen, wenn sie das Wort „Integration“ hören – ich übrigens auch. Ja, und seit einiger Zeit leide ich unter „Migrationshintergrund“.

Bei diesem Wort will ich ein wenig verweilen, denn sein wissenschaftlicher „Hintergrund“ macht es für viele zu einem vermeintlich harmlosen Begriff. Migrationshintergrund ist ein Neologismus aus der Sozialwissenschaft, der nach dem „Mauerfall“ in Deutschland entwickelt wurde. Der eigentliche Tümpel, in dem diese sprachliche Blüte wirklich frei treiben konnte, war jedoch die Statistik. Es gibt sogar eine gesetzliche Verordnung in Deutschland, die regelt, wann bei einer demografischen Erhebung von Migrationshintergrund zu

reden ist, nämlich wenn die betreffende Person keine deutsche Staatsangehörigkeit besitzt oder sie bzw. ein Elternteil von ihr nicht in Deutschland geboren wurde. In Österreich ist das – nona! – ein wenig anders, da müssen nämlich beide Elternteile im Ausland geboren sein.

Also: ein Begriff aus der Welt des Zensus, der völlig „wertfrei“ gebraucht wird – Zahlen und Fakten ohne böse Absichten! Auf den zweiten Blick sieht die Sache etwas komplizierter aus. Zunächst lädt das Wort zum „lebenslangen Fremdsein“ ein. Denn auch wenn jemand viele Jahre nach Einwanderung die hiesige Staatsangehörigkeit bekommen hat, bleibt er oder sie durch die Definition des Migrationshintergrunds „markiert“. Sogar wenn man selbst keine Erfahrung mit Migration hat und gar von Geburt an Deutscher oder Österreicherin war, bekommt man einen Stempel als ewig Fremde_r – da hilft auch keine „Integration“.

Es gibt auch einen mittelbaren Aspekt des Begriffs: Er unterstützt die machtvolle Strategie, Individuen mit Verweis auf ihre Biografie (oder auf jene ihrer Eltern) zu benachteiligen. Wer stets mit einem (nationalen, ethnischen, kulturellen ...) Hintergrund assoziiert wird, wird in der Regel auch in den gesellschaftlichen Hintergrund gedrängt.

Schließlich mutiert Migrationshintergrund, kaum der – angeblich – verstaubten Welt der Demografie entlehnt und in die Sprache des Alltags, der Medien und der Politik übertragen, zu einer Schicht-Bezeichnung. Eine undefinierbar große Menge von Individuen, die kaum etwas miteinander teilen, wird dadurch zu einer sozialen Gruppe gemacht. Wissenschaftler_innen, Bauarbeiter_innen oder Unternehmer_innen müssen aufgrund des konstruierten Status von „Person mit Migrationshintergrund“ eine gemeinsame (Fremdheits-)Erfahrung erleiden, obwohl sie keineswegs miteinander, manche von ihnen sogar persönlich nie mit der Migration zu tun hatten.

Ich jedenfalls muss aufgrund meines Hintergrunds wöchentlich mehrere Anfragen beantworten, in denen ich zum Verfassen von Artikeln oder zur Teilnahme an Podiumsdiskussionen eingeladen werde – allesamt zum Thema „Einwanderung“ und „Lebenssituation von Personen mit Migrationshintergrund“. Dass meine Ablehnung bei Anfragenden Befremdung auslöst, ist wohl auch kein Zufall. Sie sind doch Wissenschaftler? Tja. Sie haben Migrationshintergrund? Wenn Sie so wollen. Ja, „wo liegt dann das Problem“?

Ich sehe schon Karl vor mir, wie er abwinkt und sagt: Geh bitte, das sind ja nur Wörter! Ja, eh. Aber es sind Wörter mit Hintergrund.

Mehrsprachigkeit in Wien

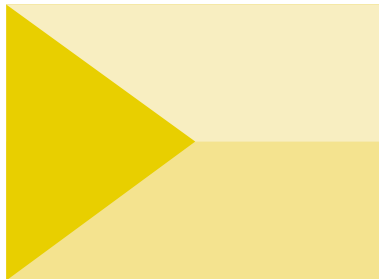
Nationalsprachen

Zur Geschichte eines erfolgreichen Konstrukts mit Folgen

Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache“ (Wilhelm von Humboldt 1820). Doch in welcher Sprache bzw. in welchen und in wie vielen Sprachen der Mensch kommuniziert, ob seine Mehrsprachigkeit anerkannt oder eher als Makel gesehen wird, ob er seine Erst- bzw. Hauptsprache im Laufe seines Lebens wechselt, ob er sich selbst verbietet, eine ihm zuvor geläufige und vertraute Sprache weiter zu sprechen, oder ihm das Sprechen dieser Sprache verboten wird, ist nicht „von der Natur“ festgelegt, sondern hängt von den historischen politischen und sozialen Umständen ab.^[1]

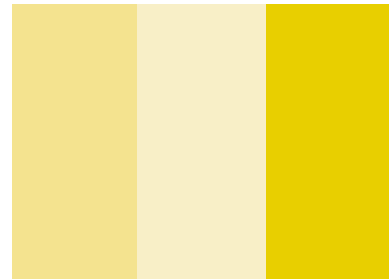


Es gibt keine *natürliche* Einheit von Sprache und Mensch, von Sprache und Territorium, Nation, Volk bzw. Volkstum, wohl aber historisch-politische Konstrukte und Normalitätsvorstellungen, die in der Regel mit einer Werteskala der Sprachen einhergehen. Ein solches Konstrukt ist in Europa spätestens ab Ende des 18. Jahrhunderts „die Nationalsprache“ in Absetzung gegen Dialekte und Minderheitensprachen. Sie wird als „*einzig-richtige*“, der Norm entsprechende Sprache an der Spitze der Werteskala verortet. Die Vorstellung von „Einsprachigkeit als Normalfall“ ist im Verlauf der Geschichte in vielfacher Weise in die gesellschaftlichen und politischen Institutionen, darunter auch in die Schule eingeschrieben worden.



Die Idee von der „*einen richtigen*“ Sprache (nicht selten verbunden mit Vorstellungen von „*reiner*“ Sprache), verdeckt nicht nur die „*äußere*“ Sprachenvielfalt als Teil gesellschaftlicher Normalität, sondern zugleich die innersprachliche Vielfalt jeder Sprache: die Vielfalt der Register und Varietäten wie auch die durch Sprachkontakte gewonnene Vielfalt, ohne die jede Sprache erstarren würde.

Nationalsprache^[2] ist ein mächtiges Wort. Es verbindet „zwei Größen, eine politische und eine linguistische“ (Kremnitz 1997: 27) und – so kann man ergänzen – die politische färbt die linguistische Größe ein, so dass sie ein Instrument der Macht wird. Nationalsprache transportiert



deutlicher als andere Begriffe – wie etwa Amtssprache, offizielle Sprache, Standardsprache, Hochsprache oder Landessprache – das mit Ende des 18. Jahrhunderts herausgebildete und im 19. Jahrhundert dominant gesetzte Konzept der politisch-territorialen wie sprachlich-kulturellen Einheit und seiner machtvollen Durchsetzung durch Ein- und Ausschlussprozesse.

Die Idee der *einen* (National) Sprache als *einzig* Sprache aller Angehörigen eines Staates und *Einsprachigkeit* als territorial-kultureller Normalfall waren für den langwierigen, konfliktreichen Übergang von den feudalen Verhältnissen zu neuen Ordnungslogiken, wie sie der Nationalstaat in seinen verschiedenen Varianten darstellte, von zentraler Bedeutung.^[3] Die neue Politikform wies repressive wie demokratische Dimensionen auf. In der Sprachenpolitik zeigte sich dies

^[1] Vgl. Gogolin/Krüger-Potratz 2012.

^[2] Zur Problematik dieses und weiterer Begriffe siehe Kremnitz 1997, Kap. 2.3.

^[3] Die sich über Jahrhunderte erstreckenden, facettenreichen, widersprüchlichen politischen, ökonomischen, technologischen und kulturellen Prozesse können hier nicht einmal andeutungsweise vorgestellt werden; zur weiteren Lektüre siehe z. B. Anderson 1998, Sassen 2008.



Was wir auf einer historischen Fotografie des Lubomirski-Palais im heutigen L'viv in der Westukraine erkennen können: **Jan Fellerer** über Macht und Sprache als enge Verwandte.



auf Seite

14

insofern, als die Durchsetzung der *einen* Sprache – in Verbindung mit dem Ausbau des Bildungswesens – allen BewohnerInnen die Möglichkeit bot, aktiv an öffentlichen Angelegenheiten teilzunehmen und sich innerhalb der Staatsgrenzen frei bewegen zu können. Doch zugleich bedeutete sie Diskriminierung oder auch Unterdrückung anderer Sprachen und Sprachvarietäten. Neben der Verwaltung und dem Militär war vor allem die Schule ein wichtiges „Instrument“ zur Durchsetzung der sprachlichen Normalisierung. Nicht von ungefähr beginnt im gleichen Zeitraum der systematische, wenn auch zunächst nur langsam vorankommende Auf- und Ausbau der öffentlichen (Volks-)Schule und die Durchsetzung der Unterrichts- resp. Schulpflicht. Die Schule wird zu der einzigen Institution, die jede/r in einem bestimmten Zeitraum besuchen muss(te), und die Nationalsprache wird die einzig legitime Sprache der Schule.

Die sprachpolitischen Prozesse sind in den verschiedenen europäischen Nationalstaaten unterschiedlich und zumeist auch widersprüchlich verlaufen. Für einige Staaten gilt die territoriale Einsprachigkeit für das gesamte Staatsgebiet (z. B. Frankreich); andere Staaten sind sozusagen mehrfach einsprachig (z. B. Schweiz). Dritte haben nach intensiven Konflikten neben der einen Sprache für das gesamte Staatsterritorium, auf Teilen des selben andere Sprachen anerkennen müssen, teilweise auch als ko-offizielle Sprachen

(z. B. Spanien). In vielen anderen sich einsprachig definierenden europäischen Staaten gibt es sprachliche autochthone Minderheiten und eine lange Geschichte konfliktreicher Auseinandersetzungen um kulturelle Rechte. Einen Sonderfall bildet Luxemburg mit drei offiziellen Sprachen auf *einem* (kleinen) Territorium. Die vielfältigen Sprachkonflikte bezogen sich stets auf „ansässige“, nicht auf „zugewanderte“ Sprachen. Migrationsbedingte Sprachenvielfalt als Gegenstand der Aufmerksamkeit ist ein relativ neues Phänomen. Im Rückblick lassen sich vier Szenarien der sprachpolitischen Auseinandersetzung unterscheiden: Aufwertung, Abwertung, Ignorierung und Distanzmarkierung.

Szenario 1: Aufwertung

Ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert wurde eine oftmals schon zuvor mehr oder weniger stark normierte Sprachvarietät aufgewertet, insofern sie für die überregionale Verständigung und den Amtsgebrauch genutzt und entsprechend fortentwickelt wurde. Diese wurde zu *der* Sprache. War sie zuvor nur einem geringen Teil der Bevölkerung zugänglich, wurde sie im Verlauf des 19. Jahrhunderts als das „einigende Band“ aller Staatsangehörigen beschworen, als die „Muttersprache des Vaterlandes“ und „wahre Volkssprache“ – ungeachtet dessen, dass oftmals nur ein geringer Teil der Bevölkerung diese Sprache beherrschte: Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als das Französische der Île de France zur „langue de la

République“ erklärt wurde, verstanden es gerade mal 20 Prozent der Bevölkerung. Zum Zeitpunkt der politischen Einigung Italiens 1851 sprachen zwischen zwei und zehn Prozent der Bevölkerung die nunmehrige Landessprache Italienisch.

Szenario 2: Abwertung

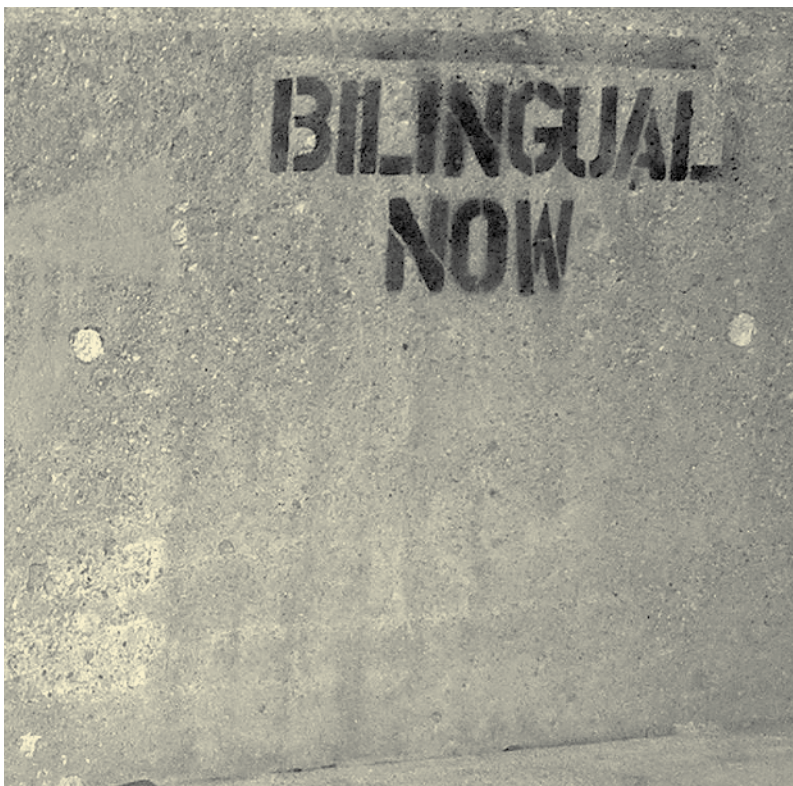
Abgewertet, diskreditiert oder in bestimmten Kontexten auch folklorisiert wurden die regionalen Varietäten der „Standardsprache“. Die auf dem staatlichen Territorium ansässigen Sprachen, die keine Varietät der Nationalsprache darstellten, wurden bekämpft und zu Minderheitensprachen^[4] abgewertet, nicht selten einhergehend mit dem Versuch, sie ganz auszulöschen. Insbesondere wenn die jeweilige Sprechergruppe als politische Gefahr für die Einheit des Staates angesehen wurde (Stichwort: Irredenta), wie z. B. die polnischsprachige Minderheit in Preußen. Begründet wurde dies damit, dass nicht in der „Gemeinsamkeit der Gesetze und der Verwaltung, sondern einzig und allein in der gemeinsamen Sprache, dem gemeinsamen Ausdruck des Denkens, Fühlens und Wollens, [...] das festeste und dauerhafteste Band zu suchen [sei], wodurch verschiedene Volksstämme innig verbunden werden“. Dies rechtfertigte – so die Schlussfolgerung des Autors – die Germanisierung der „Völker nicht deutscher Zunge“.^[5]

Szenario 3: Ignorierung

Die migrationsbedingte sprachliche Vielfalt wurde bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts sprachpolitisch ignoriert, es sei denn, die zugewanderte Sprache stimmte mit

^[4] Minderheit hier nicht nur gemeint im Sinne von weniger Macht, machtlos (non dominant group), sondern auch von weniger Wert, minderwertig.

^[5] Die zweisprachige Volksschule, 1894, H. 12: 284-286.



einer der stark bekämpften Minderheitssprachen überein, wie z. B. bei der Zuwanderung von Polen nach Preußen. In diesem Fall kam die Logik von *Szenario 2* ins Spiel. Die Nichtbeachtung migrationsbedingter Sprachenvielfalt hinderte nicht, dass – in politisch genehmen Fällen – im schulischen Kontext Ausnahmeregelungen bezüglich der Anerkennung der Herkunftssprache anstelle einer Fremdsprache getroffen werden konnten. So wurde z. B. in Preußen 1916 bzw. 1918 bei Abschlussprüfungen die türkische Sprache anstelle einer Pflichtfremdsprache zugelassen (Zentralblatt 1918: 744) – ein Nebeneffekt der damals guten politischen Beziehungen zwischen dem Osmanischen und dem Deutschen Reich.

Szenario 4: Distanzmarkierung

Eng mit dem ersten Szenario hängt zusammen, dass die Nationalsprachen bestimmter fremder Staaten als Unterrichtsgegenstand (nicht als Unterrichtssprache) akzeptiert wurden. Als *Schulfremdsprachen* sollten sie zwar gut gelernt werden,

aber „fremd“ bleiben. Abgelehnt wurde jede Art früher „künstlicher Zweisprachigkeit“, wie sie im 19. Jahrhundert in adligen und vielen bürgerlichen Familien Teil der Kindererziehung war, da sie für die sprachliche, aber auch moralische Entwicklung des Kindes schädlich sei (Vgl. Blocher 1910).

Letztlich ist es trotz aller Restriktionen in keinem der europäischen Staaten gelungen, die Sprachvarietäten und die Minderheitensprachen vollständig zu verdrängen. Inzwischen ist es auch nicht mehr möglich, migrationsbedingte Sprachenvielfalt zu ignorieren, ganz abgesehen davon, dass infolge des europäischen Einigungsprozesses Sprachenvielfalt ein neues politisches Gewicht bekommen hat – allerdings ohne dass die Idee der Einsprachigkeit als „nationaler Normalfall“ verschwunden wäre. Hinzugekommen ist eine neue Einsprachigkeit in Gestalt von Englisch als internationaler Kommunikationssprache in vielen gesellschaftlichen Bereichen.

Diese neue Sprachensituation erfordert neue Lösungen auf nationaler wie europäischer Ebene. Zu beobachten sind widersprüchliche Lösungsansätze, in denen die monolinguale Vergangenheit und die Hierarchisierung von Sprachen durchaus noch präsent sind. So wird z. B. individuelle, familiäre wie schulisch erworbene frühe Zweisprachigkeit wieder hochgeschätzt, aber nur wenn es um legitimierte Sprachen (insbesondere Englisch) geht. Problematisiert hingegen wird die familiäre Zweisprachigkeit der Kinder aus pauschal als sozial niedrig und bildungsfern eingestuften Minderheits- bzw. Zuwanderergruppen. Zugleich gibt es verstärkt Bemühungen, Konzepte für eine gesellschaftliche, individuelle und schulische Mehrsprachigkeit einbeziehende sprachliche Bildung zu entwickeln.^[6] Notwendig ist die Erarbeitung von – den jeweiligen Sprachsituationen entsprechenden – Lösungsansätzen für verschiedene Arbeitsfelder wie Schule, Verwaltung oder Unternehmen.

Literatur:

Anderson, Benedict (1998): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Berlin: Ullstein.

Blocher, Eduard (1910): Zweisprachigkeit. Vorteile und Nachteile. In W. Rein (Hrsg.): Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Langensalza: Hermann Beyer & Söhne, Bd. 10, S. 665–670.

Gogolin, Ingrid / Krüger-Potratz, Marianne (2012): Sprachenvielfalt – Fakten und Kontroversen. In: Zeitschrift für Grundschulforschung, Heft 2, S. 7–19.

Kremnitz, Georg (1997): Die Durchsetzung der Nationalsprachen in Europa. (= Lernen für Europa, 5). Münster: Waxmann Verlag.

Sassen, Saskia (2008): Das Paradox des Nationalen. Territorium, Autorität und Rechte im globalen Zeitalter. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.

ZBl (1918): Ministerial-Erlaß vom 30.10.1918, betr. Zulassung der türkischen Sprache an Stelle der englischen oder französischen Sprache bei Reife- und Schlußprüfungen von türkischen Schülern. In: Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen, S. 744.

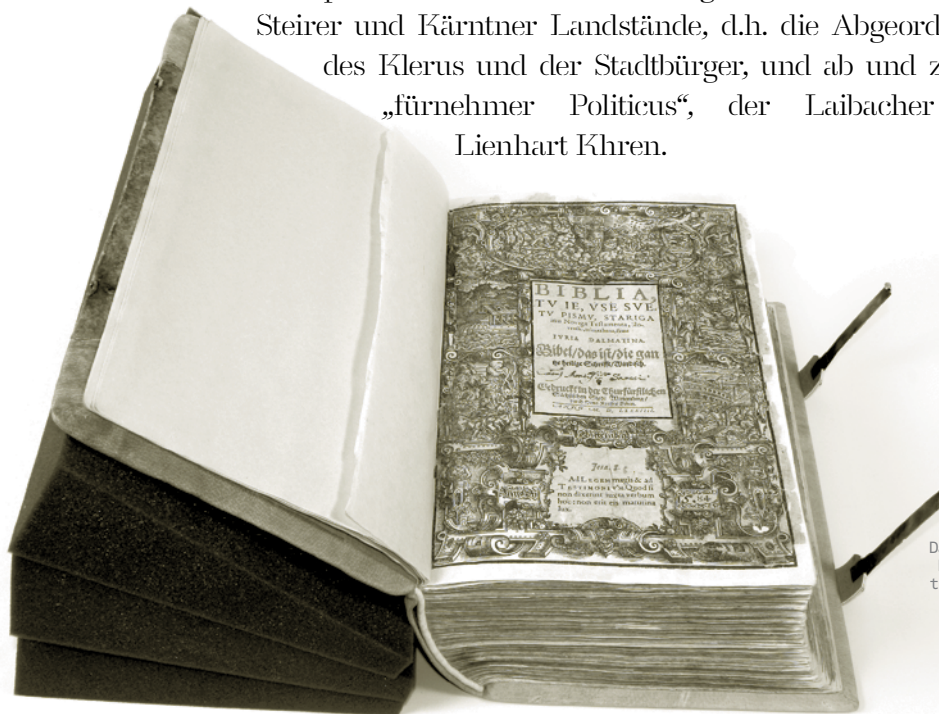
Marianne Krüger-Potratz ist Professorin (i. R.) für Interkulturelle Pädagogik und Mitglied des Vorstands des Zentrums für Europäische Bildung an der Universität Münster.

[6] Siehe: <http://www.foermig.uni-hamburg.de>
<https://www.uni-due.de/prodaz/>

1581 und die Folgen

Zoff ums Slovenische in Innerösterreich

28. August 1581, Laibach, Hauptstadt des Herzogtums Krain: Im Ständehaus tagt eine besondere Kommission – acht Wochen lang, täglich. Kirchliche Würdenträger deutscher und slovenischer Zunge wurden aus ganz Innerösterreich zusammengerufen, um die Qualität der ersten vollständigen Übersetzung der Bibel ins Slovenische zu prüfen. Auch anwesend die eigentlichen Veranstalter: die Krainer, Steirer und Kärntner Landstände, d.h. die Abgeordneten des Adels, des Klerus und der Stadtbürger, und ab und zu ein besonders „fürnehmer Politicus“, der Laibacher Bürgermeister Lienhart Khren.



„BIBLIA, TV IE, VSE SVETV PISMV, ... SLOVENSKI, ... BIBEL/DAS IST/DIE GANTZE HEILIGE SCHRIFT/WINDISCH“:
Das Exemplar der Dalmatin-Bibel in der Stadtbibliothek von Kranj, Slovenien.

Foto: Lucija Planinc.
The photograph is held in Archives of the Republic of Slovenia, Book and Paper Conservation Centre.

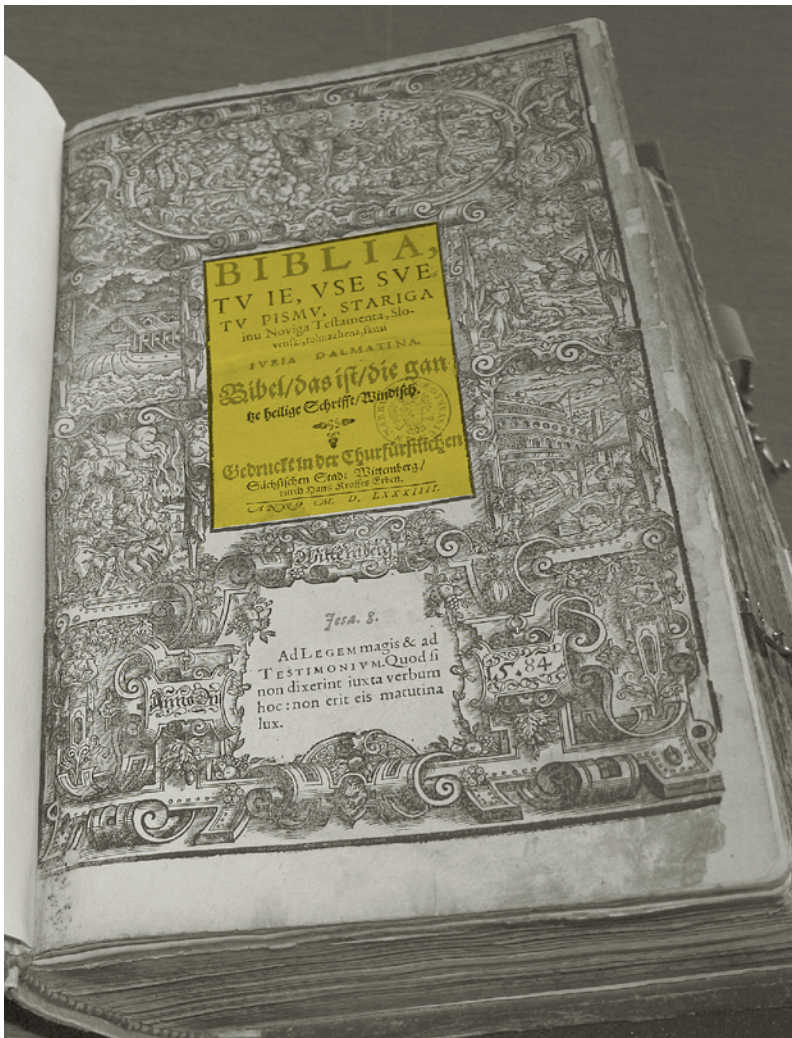
Die politischen Kosten der slovenischen Bibel waren hoch. Der Landesfürst war kein geringerer als Erzherzog Karl II., der Onkel des Kaisers und Gegner der Reformation. Als er von dem Vorhaben der Stände erfuhr, verfügte er am 16. September 1581 ein Verbot und ließ den Drucker Johann Mannel ausweisen. Doch die Stände ließen den Drucker bleiben. Vier Wochen später folgte ein zweites Verbot. Mannel musste schließlich im April 1582 das Land verlassen und war aus allen habsburgischen Erblanden verbannt. Dies blieb aber auch der

einzigste Erfolg des Landesfürsten. Denn die slovenische Bibel wurde 1583 im fernen Wittenberg gedruckt und heimlich nach Österreich gebracht. Karls Feindschaft war den Ständen spätestens jetzt gewiss. Die monetären Kosten waren ebenfalls hoch: 1.400 Gulden für Druck und Kommission.

Das Merkwürdige: Die Landstände sprachen alle nicht Slovenisch. Warum investierten deutschsprachige Adelige so viel Geld und politische Energie in Übersetzungen ins Slovenische?

16. Jahrhundert

Im späten 16. Jahrhundert hatte die Reformation die gesamten habsburgischen Erblände erfasst. Bis auf Tirol hatten sich alle Länder dem entstehenden neuen Glauben angeschlossen, auch in Innerösterreich, also Steiermark, Kärnten und Krain. Die wichtigsten Unterstützer der Reformation waren im Adel zu finden. Der protestantische Adel war in den Landtagen vertreten. Die Landtage bildeten einen Gegenpol zur Macht des Landesfürsten. Die Habsburger waren die wichtigsten Gegner der



Reformation in Innerösterreich und standen also dem Adel in den Landtagen gegenüber.

Die Reformation konnte gut Fuß fassen. Aber in der Südhälfte Innerösterreichs gab es Probleme. Denn dort hatte der protestantische Adel mit noch einem Gegner zu rechnen: den „windischen“, also slovenischen, Bauern. Die Fürsten von Auersperg gingen sogar so weit, ihre Bauern zum Protestantismus zu zwingen. Die dortigen Bauern hegten nicht ohne Grund Misstrauen gegen Neuerungen wie der Reformation. Die erste Hälfte des Jahrhunderts war ökonomisch krisenhaft gewesen und für viele Bauern bedeuteten Neuordnungen der Besitzverhältnisse soziale Verschlechterungen. Es war nicht zuletzt das „alte Recht“ (stara pravda), worum es in den Bauernerhebungen von 1478, 1515

und 1525 gegangen war. 1581 war die Erinnerung an den „Windischen Bundschuh“ frisch. Die Bauern waren als militärischer und politischer Faktor bekannt. Die Slovenen mussten als besonders dringender Fall erscheinen. Die Adeligen waren also interessiert, die Slovenen ins Boot der Reformation zu holen. Somit ist die Übersetzung der Bibel in die slovenische Sprache im Grunde als klassenpolitischer und konfessionspolitischer Akt zu sehen.

Aber wie sah die konkrete Sprachsituation in Südlicher Steiermark und Krain damals aus? Das ist eine klassische soziolinguistische Frage: Wer verwendete welche Sprache wie, wo und wofür? Was sprachen Adel, Bürger, Klerus, Bauern? War es Latein, Deutsch, Slovenisch, Italienisch? Verwendeten sie es mündlich oder schriftlich oder gar gedruckt?

Welche Sprache verwendete man in Bildung, Familie, Freundeskreis, Ämtern? Wo geschah das nur symbolisch (wie im Fall des Bibeldrucks) und wo zur praktischen Kommunikation?

In der Südlichen Steiermark und in Krain gab es im öffentlichen Leben eine deutsch-slovenische Zweisprachigkeit bis in den Gottesdienst hinein. Dieser Bilingualismus war mündlich. Er fand seinen schriftlichen Ausdruck nur auf höchster symbolischer Ebene. Denn das Slovenische war im 16. Jahrhundert auf die unfreie Bevölkerung beschränkt. Entsprechend funktionierte die neue slovenische Schriftsprache nicht in allen Bereichen der Gesellschaft, sie war funktionell noch eingeschränkt: Sobald es um Kommunikation von noch nicht Bekanntem ging, wurde vom Slovenischen abgegangen. So blieb es bis Anfang des 17. Jahrhunderts.

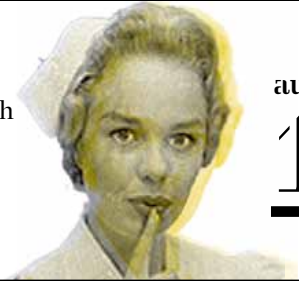
17. Jahrhundert

Im 17. Jahrhundert dehnte sich das Slovenische relativ gesehen funktional aus. 1615 wurden in Krain slovenische Predigten eingeführt, statt oder neben deutschen. In Klagenfurt, Triest und Görz soll diese Maßnahme dann das Publikum vergrößert haben. Außerdem kam nun handschriftliches slovenisches Schrifttum auf, wohl eine Folge der Verwendung des Slovenischen als Hilfssprache im Bildungswesen. Das Slovenische breitete sich in mehr Wissensbereichen aus (Literatur, Recht, Naturwissenschaften, einige wenige Privatbriefe, Eide etc.).

Auch sozial dehnte sich das Slovenische aus. Denn inzwischen waren ehemals Unfreie in Adel und Bürgertum eingedrungen, weshalb wir hier nun auch SlovenInnen finden. Mitte des 18. Jahrhunderts sollte die Hälfte der Landstände aus neu Geadelten bestehen. Slovenischkenntnisse waren unter Adeligen weiter verbreitet als bis dato angenommen. In Krain



Schlechte Laune im Krankenhaus:
Mehrsprachigkeit ist schön, macht aber auch
viel Arbeit. **Bernd Meyer** über einen
angemessenen Umgang mit sprachlicher
Vielfalt im Gesundheitswesen.



auf Seite
18

predigten etwa Ludovik Neuhaus und Daniel Valvasor auf Slovenisch. Eine Adelskorrespondenz auf Slovenisch ist sogar erhalten. So wissen wir, dass die Familie Coraduzzi nicht nur mit den Dienstboten Slovenisch sprach, sondern auch untereinander. Auch der Klerus nahm Anfang des 17. Jahrhunderts *homines novi* auf. Immerhin war damals eine geistliche Karriere die Chance auf soziale Mobilität schlechthin. Im Bürgertum sah es ähnlich aus, denn hier waren durch die günstigere wirtschaftliche Lage in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ebenfalls bäuerliche Schichten und somit Slovenisch-Sprecher hinzugekommen.

Slovenisch war also spätestens seit dem 17. Jahrhundert keine sogenannte Bauernsprache mehr. Mündliche Zweisprachigkeit hatte sich Ende des 17. Jahrhunderts in den krainischen Eliten etabliert. Nach wie vor wurden aber bestimmte Sprachen für bestimmte Bereiche verwendet. Und nun sollten neue Einschränkungen hinzukommen.

Denn Anfang des 17. Jahrhunderts kam das vorläufige Ende des slovenischen Buchdrucks. Von 1615 bis zum josefinischen Toleranzpatent 1781 wurde so gut wie kein Buch in

slovenischer Sprache aufgelegt. Das waren über 150 Jahre. Die katholische Gegenreformation hatte sich durchgesetzt. Der protestantische Adel konvertierte zurück oder wurde vertrieben.

Slovenisch wurde nun mit Protestantismus gleichgesetzt. Wegen dieser Symbolik blieb dem Slovenischen nun eine Rolle in höherer Bildung, Literatur und Politik verwehrt. Ein Ende der slovenischen Schriftlichkeit war das aber nicht. Bereits Gedrucktes wurde weiterhin gelesen. Niederes Schulwesen, Katechese, Predigt und Kirchengesang waren slovenisch.

Das Ergebnis ist ambivalent. Einerseits wurde Slovenisch nun in wichtigeren Bereichen des täglichen Lebens verwendet und drang darüber hinaus in Bereiche vor, in denen es bisher keine Funktion gehabt hatte. Andererseits gelangte es fast gar nicht in den gegenreformatorischen Buchdruck, für die meisten anderen Sprachen in Mitteleuropa eine der wichtigsten Domänen des damaligen Sprachgebrauchs.

Fazit über zwei Jahrhunderte

Der slovenische Sprachgebrauch war in diesen beiden Jahrhunderten also unterschiedlich eingeschränkt: Im 16. Jahrhundert sprachen die innerösterreichischen Adeligen nicht slovenisch, förderten das Slovenische aber symbolisch. Im 17. Jahrhundert wurden die Eliten immer zweisprachiger, aber Slovenisch

wurde ausgegrenzt, besonders aus dem Buchdruck. Anders gesagt: Im 16. Jahrhundert versuchte der Adel, dem kommunikativen Sprachgebrauch aus politischen Gründen symbolisch Rechnung zu tragen. Im 17. Jahrhundert wurde diese symbolische Funktion demontiert, eben wegen der Symbolik aus dem vorherigen Jahrhundert.

Symbolischer Sprachgebrauch ist wichtig für politische Repräsentation und Mitbestimmung. Mit dem tatsächlichen Sprachgebrauch hat er jedoch nicht unbedingt etwas zu tun. Das zu verstehen ist entscheidend, um das Verhältnis von Sprache und Politik zu verstehen. Ebenso wichtig ist es, zu unterscheiden, in welchen Bereichen Sprachen eingesetzt werden. Das war 1581 so und ist es auch noch heute.

Literatur:

Šmid, W. P. (1904): Über Entstehung und Herausgabe der Bibel Dalmatins. Laibach: Kleinmayr & F. Bamberg.

Kluge, R.-D. (1995): Ein Leben zwischen Laibach und Tübingen. Primus Truber und seine Zeit. München: O. Sagner.

Slodnjak, A. (1958): Geschichte der slovenischen Literatur. Berlin: De Gruyter.

Koruza, J. (1976): „K problematiki slovenskega preroda“. In: Jezik in Slovestvo 21/2 (1975/76), 104–20.

Fischer, W. (2001): „Deutsch-slovenische Zweisprachigkeit im südlichen Innerösterreich. 1500–1700.“ In: Frühneuzeit-Info 12/2/2001, 70–85.

Wladimir Fischer-Nebmaier ist Historiker in Wien mit Schwerpunkt Stadt-, Migrations- und Kulturgeschichte in Mittel- und Südosteuropa und arbeitet derzeit an einem Buch über habsburgisch-serbische MigrantInnen und die Produktion von Öffentlichkeit in Wien, Novi Sad und Pittsburgh.



Enge Verwandte

Sprache und Macht im historischen Kontext

Am Anfang der Machtausübung durch Sprache steht die Rhetorik, die „Kunst, durch Rede zu überzeugen“. Sie wird in Ländern mit totalitärer Vergangenheit, wie etwa in Österreich und Deutschland, zu Recht mit einiger Distanz betrachtet. Im Zusammenhang mit Sprache und Macht steht daher in unserer Zeit nicht mehr der Einsatz rhetorischer Mittel im Zentrum des Interesses. An dessen Stelle sind Diskurse getreten.

Die – gewissermaßen – Entdeckung sogenannter Diskursformationen verdanken wir vor allem Michel Foucault. Grob gesprochen geht es dabei darum, *worüber* in einer Gesellschaft überhaupt gesprochen wird, und auf welche Weise darüber üblicherweise gesprochen wird. Gleich wichtig ist das, *worüber nicht* gesprochen wird. Es geht also um das Unausprechliche und das immer wieder Besprochene und seine speziellen Formen. Dabei kann die Wahl der Sprache selbst signifikant sein und gesellschaftliche Machtansprüche zum Ausdruck bringen. Darum geht es im Folgenden.

Sprache als Symbol gesellschaftlicher Machtstrukturen: Diglossie

Ein guter Ausgangspunkt ist der wichtige soziolinguistische Begriff der „Diglossie“. Charles Ferguson präziserte ihn in einem viel beachteten Artikel aus dem Jahr 1959 als ein ungleiches Nebeneinander einer prestigereichen Hochsprache für Schrifttexte, Literatur und formelle Redeanlässe einerseits und einer prestigeärmeren mündlichen Varietät, oft ein Dialekt, für alle informellen Gesprächsanlässe andererseits. Dies ist aus dem deutschsprachigen Raum wohl bekannt; und in der Tat war die Schweiz eines der vier Beispiele, anhand derer Ferguson seinen

Begriff der Diglossie entwickelte. Die Situation war zweifellos ähnlich etwa in Österreich, wo Kinder in verschiedenen Regionen und sozialen Kontexten Hochdeutsch gewissermaßen als Fremdsprache häufig erst erlernen mussten, neben dem daheim primär erlernten Dialekt.

In diesem frühen Diglossiebegriff steckt im Kern bereits das, worum es hier geht: den Zusammenhang zwischen Sprachwahl und gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Der Grundgedanke ist, dass in einer Gesellschaft mit zwei Sprachen oder Mundarten die eine für prestigereichere kommunikative Anlässe bestimmt ist, während die andere in weniger prestigereichen, alltäglicheren Situationen gebraucht wird. Welche kommunikativen Anlässe und Situationen als prestigereicher gelten, und warum; dies sind Fragen, die nichts mit den verwendeten Sprachen oder Mundarten selbst zu tun haben, sondern mit kulturellen, ökonomischen und politischen Interessen und Strukturen. Es kommt dabei eine Bewertung der beteiligten Sprachen oder Mundarten ins Spiel; und diese Bewertung bildet die genannten Interessen und Strukturen symbolhaft ab. Im nächsten Abschnitt geht es um ein bis in unsere Zeit besonders wichtiges Beispiel von Sprache als Symbol: die Idee von Nationalsprachen.

Symbolischer Sprachgebrauch: Nationalsprachlicher Monolingualismus

Diese Idee nimmt ihren Ausgang in der Romantik und postuliert, dass es eine besondere innere Verbindung gebe zwischen Sprache und kollektiver Identität. Sprecher gehören gewissermaßen unveräußerlich zu ihrer Sprache und bilden so eine natürliche, in sich geschlossene Gemeinschaft. Die romantische Idee von Sprache wurde rasch für politische Programme der Zeit nutzbar gemacht. Dies unterlag regionalen Variationen; so etwa in Deutschland in Form einer bürgerlichen Bewegung, die eine essenziell anti-napoleonische und anti-französische deutsche Kulturnation ersann; oder aber in den böhmischen Ländern in Form eines gleichermaßen bürgerlich getragenen tschechischen Landespatriotismus. Hierzu jeweils ein Beispiel: Das erste von Jacob Grimm. In der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner „Deutschen Grammatik“ von 1822 formuliert er: „Erst kraft der Schriftsprache fühlen wir Deutsche lebendig das Band unserer Herkunft und Gemeinschaft (...). Mich dünkt, die Entwicklung eines Volks fordert auch für die Sprache, unabhängig von ihrem inneren Gedeihen, wenn sie nicht verkümmern soll, erweiterte äußere Grenzen.“

Das zweite Beispiel stammt von dem bekannten tschechischen Sprachwissenschaftler Josef Jungmann. In seinem auf Tschechisch verfassten Aufsatz „Gespräche über die tschechische Sprache“ von 1806 diskutieren der tschechische Patriot Slavomil und der Kosmopolit Protiva. Im zweiten Gespräch weist Slavomil die Meinung Protivas zurück, es gebe keine notwendige Verbindung zwischen Sprache und Nationalität, denn: „man kann sich kein Vaterland ohne eine Nation oder eine Nation ohne ihre eigene Sprache vorstellen. Man muss daher schlussfolgern, dass nur jener, der die Sprache seiner Nation liebt, sich der wahren Liebe seines Vaterlandes rühmen kann.“

Man muss betonen, dass die Projektion kollektiver Identität durch Sprache als solche keine Erfindung der Moderne seit der französischen Revolution ist. In vormoderner Zeit mochten etwa bestimmte Sprachen als Symbole konfessioneller Zugehörigkeit verstanden werden. Spezifisch für unsere Zeit ist aber die exklusive Verbindung von Sprache und Nation. Dem lag zum Teil fortschrittliches, demokratisches Denken zugrunde. Zugleich aber bedeutete nationalsprachlicher Monolingualismus, dass jede Form der Mehrsprachigkeit zum Problem wurde; dies obwohl mehrsprachige Individuen und Gesellschaften sowohl historisch als auch in vielen Teilen der Welt bis heute der Normalfall sind.

Bi- und Multilingualismus als „Problem“

Aus historischer Sicht bedarf es keiner langen Suche, um zu zeigen, dass einsprachige Individuen und Gesellschaften eigentlich einen Sonderfall darstellen. Nehmen wir die Habsburger-Monarchie, in der viele Regionen und Städte in der Tat zwei- oder mehr-

sprachig waren. Diese Zwei- oder Mehrsprachigkeit unterlag diglossischen Regelmäßigkeiten und zunehmend auch sprachpolitischer Planung. Im 19. Jahrhundert trat dabei die Symbolik der beteiligten Sprachen als Ausdruck projizierter nationaler Identität immer mehr in den Vordergrund.

Diese spezifisch moderne Politisierung von Sprache kann anhand der hier reproduzierten Fotografie prägnant gezeigt werden. Sie stammt aus dem frühen 20. Jahrhundert aus Lemberg, dem heutigen L'viv in der Westukraine, das damals als polnisch Lwów die Hauptstadt der habsburgischen Provinz Galizien war. Man sprach hier vor allem Polnisch und Jiddisch, aber auch Ukrainisch, sowie einige Minderheitensprachen wie etwa Deutsch.

Die Fotografie zeigt das stattliche und zentral gelegene barocke Lubomirski-Palais an der Nummer 10 des Altstädtischen Marktes. Auf der nicht sehr guten Fotografie erkennbar ist das Straßenschild mit der polnischen Aufschrift „Rynek“, d.h. „Marktplatz“. Ebenso erkennbar ist ein wesentlich größeres Schild weiter oben an dem Gebäude mit der ukrainischen Auf-

schrift „Krajevyy Instytut Kredytovyy“, d.h. „Landeskreditinstitut“.

Mit etwas historischem Kontext wird klar, dass wir es hier mit einer buchstäblich an die Hausmauer geschlagenen Illustration sprachlicher Symbolik zu tun haben. Denn Polnisch war die offizielle Amtssprache in Lemberg und in Galizien unter den Habsburgern, während das Ukrainische eine der prestigeärmeren Sprachen der Stadt und vor allem ihrer Umgebung war. Polnisch selbst war der Quasi-Staatssprache Deutsch untergeordnet; ein Umstand, der aber auf der Fotografie hier nicht unmittelbar sichtbar wird. Was wir aber sehen, und was jeder Lemberger und jede Lembergerin der Zeit sah, ist die diskrete, aber eben unzweifelhaft Offizialität ausdrückende Straßentafel auf Polnisch. Darüber prangt das viel größere ukrainische Schild. Der zeitgenössische Passant wusste, dass das Lubomirski-Palais, an dem es angebracht war, seit 1895 im Besitz der ukrainischen Bildungsorganisation „Prosvita“, d.h. „Aufklärung“, war. Die Organisation und ihr Sitz waren wohlbekannt als zentraler Ort der ukrainischen Nationalbewegung. Das an diesem Ort groß und hoch angebrachte Schild auf Ukrainisch symbolisierte damit zweifellos einen Anspruch, das Zentrum der Stadt nicht dem offiziellen und prestigereicheren Polnisch allein zu überlassen, sondern auch für das Ukrainische geltend zu machen.

Die Symbolik von Sprache auf Ortstafeln und Schildern im öffentlichen Raum sind bis in unsere Zeit hochaktuell. Macht und Sprache werden sicher auch fortan enge Verwandte bleiben.

Jan Fellerer studierte Slawistik in Wien, Krakau und Prag und ist seit 1999 „Lecturer in non-Russian Slavonic Languages“ an der Universität Oxford.



Lwów/L'viv /Lemberg: Lubomirski-Palais.
Aus: V. A. Vereščagin: Staryj L'vov
(Petrograd 1915).

Ausweg aus dem sozialen Elend

Der Kampf um die tschechische Schule

Solange der tschechische Arbeiter hübsch demütig und bescheiden den Herren aus der Stadt aus dem Weg ging [...] solange ließ sich die Gemeindeclique die tschechische Einwanderung wohl gefallen. Aber seither sind die breiten Massen [...] zu unerhörtem Selbstbewusstsein erwacht [...] Sie fordern die Befriedigung ihrer kulturellen Bedürfnisse, vor allem Schulen für ihre Kinder.“^[1]

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es im Zuge der Industrialisierung zu massiven Migrationsbewegungen von den ländlichen Regionen Böhmens und Mährens in die boomende Metropole Wien. Denn hier war der Bedarf an Arbeitskräften aufgrund der Stadterweiterung und des Ringstraßenbaus nicht nur auf den Baustellen und in den Ziegeleien groß. Die ZuwanderInnen kamen jedoch nicht nur aus eigenem Antrieb. Werber fuhren in die böhmischen und mährischen Dörfer, um Jugendliche für die Wiener Meisterbetriebe anzuwerben, und kassierten dafür eine Vermittlungsgebühr.

Böhmische Adelige, Beamte, Kaufleute und Gewerbetreibende sind „immer schon“ nach Wien gekommen. Doch im sozialen Gefüge der Stadt werden ZuwanderInnen erst ab einer kritischen Masse zu einem sozialen und gesellschaftspolitischen Faktor. So wurden vor allem die vielen tschechischen ArbeiterInnen, Diensthöten, Kindermädchen, Schneider und Schuster wahrgenommen, denn sie

prägten das Stadtbild und damit die Vorstellungen von den tschechischen EinwandererInnen. Schätzungen zufolge lebten um 1900 rund 500.000 TschechInnen in der Stadt Wien, die damals zwei Millionen EinwohnerInnen zählte.

Als sich das soziale Elend der ZuwanderInnen Ende des 19. Jahrhunderts zuspitzte, wurde der einzige Ausweg in der Verbesserung der Bildungssituation der Kinder gesehen. Und da man der Ansicht war, dass die tschechischsprachigen Kinder die deutsche Sprache leichter erlernen würden, wenn sie zuerst ihre Muttersprache beherrschten, wurde die Gründung tschechischer Schulen zu einem zentralen Anliegen der Minderheit.^[2]

Es war kein Zufall, dass der Tschechoslawische Arbeiterverein 1872 den Schulverein Komenský gründete, sollten doch die tschechischen Schulen vor allem den Arbeiterkindern zugute kommen, unterstützt wurde der Schulverein allerdings von fast

allen tschechischen Organisationen. Der Unterricht fand zunächst in diversen Vereinslokalen statt, bis die erste tschechische Schule 1883 in Favoriten errichtet werden konnte. Der „Komenský“ war jedoch mehr als ein Schulverein, er verkörperte das Bestreben der Minderheitsvertreter nach Bewahrung einer wie auch immer definierten kulturellen Identität.

Am Anfang stand der Kampf um das Öffentlichkeitsrecht der tschechischen Schule, also um die staatliche Anerkennung der Zeugnisse – jedoch ohne Erfolg. Das bedeutete, dass die AbsolventInnen der Komenský-Schule ihre Prüfungen in Břeclav/Lundenburg ablegen mussten, um ein gültiges Zeugnis zu erhalten. Die Schulbehörde argumentierte die Ablehnung des Öffentlichkeitsrechts damit, dass die Tschechen in Wien nicht als „Volksstamm“ anerkannt seien und demnach das Tschechische auch nicht als landesübliche Sprache gelte. Nach Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes von 1867 waren alle „Volksstämme“ der Habsburger Monarchie gleichberechtigt und hatten daher das Recht auf Wahrung und Pflege ihrer Nationalität und Sprache. Doch für die Wiener Tschechen hätte dieses Recht nur dann gegolten, wenn ihre Ansiedlung in Wien seit langem

^[1] Bauer, Otto: Die Nationalitätenfrage, Wien 1924, S. 307ff. Nachdruck in: Otto Bauer Werkausgabe, Bd. 1, Wien 1975, S. 49–622.

^[2] In der Folge beziehe ich mich vor allem auf Monika Glettler (1972): Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer Minderheit in der Großstadt. München: Oldenbourg.

^[3] Bauer, Otto: a.a.O.

historisch nachweisbar gewesen wäre. Somit war die Gemeinde Wien von der Verpflichtung, öffentliche Schulen mit tschechischer Unterrichtssprache einzurichten, befreit. Dass die Wiener Tschechen aufgrund der gemeinsamen Sprache und der vielfältigen Organisationsstrukturen – Kultur- und Sportvereine, Zeitungen, Verlage, Banken und politische Parteien – ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt hatten und dies auch nach außen bekannten, zählte nicht. Damit sahen sich die tschechischen ZuwanderInnen allerdings einer paradoxen Rechtslage gegenüber. Die Voraussetzung, um als „Volksstamm“ anerkannt zu werden, war die Sesshaftigkeit. Waren TschechInnen allerdings zehn Jahre in Wien wohnhaft und wollten das Bürgerrecht beantragen, mussten sie ab 1900 einen Eid leisten, den „deutschen Charakter“ der Stadt aufrechtzuerhalten. Das schloss nicht nur die Gründung tschechischer Vereine, sondern bereits die Mitgliedschaft in einem tschechischen Verein aus. Verabschiedet wurde das Statut unter dem christlichsozialen Bürgermeister Karl Lueger, der nicht nur eine antisemitische, sondern auch antitschechische Politik verfolgte.

An der sozialdemokratischen Wahlrechts- oder der Gewerkschaftsbewegung wird deutlich, dass die deutsch-tschechische Zusammenarbeit überall dort erfolgreich war, wo es um konkrete politische oder soziale Interessen ging. Die Nationalitätenkonflikte fanden weniger in den Betrieben oder Lokalorganisationen, sondern in den Führungsgremien der bürokratischen Apparate statt. Die deutschsprachige Sozialdemokratie setzte sich zwar immer wieder für die Rechte anderssprachiger Bevölkerungsgruppen ein, die Forderung nach tschechischen Schulen in Wien unterstützte sie jedoch kaum. Denn sie befürchtete, wegen der angeblichen Förderung der „Slawisierung“ der cisleithanischen Reichshälfte deutschsprachige Wähler zu verlieren.

Dass der Konflikt um die tschechischen Schulen über die bildungspolitischen Kernfragen hinausging, zeigte sich vor allem an der Auseinandersetzung um die zweite tschechische Schule – die insbesondere am Widerstand der Deutschliberalen scheiterte. Die zunehmende Ablehnung muss jedoch vor dem Hintergrund der veränderten wirtschaftlichen Situation in Wien um die Jahrhundertwende betrachtet werden: Bei Teilen der tschechischen ZuwanderInnen hatte sich ein gewisser wirtschaftlicher Erfolg eingestellt, wodurch das „nationale Selbstbewusstsein“ stieg. Zur selben Zeit begann allerdings der wirtschaftliche Aufschwung zu stagnieren, sodass die ZuwanderInnen vor allem als Konkurrenz für den vom sozialen Abstieg bedrohten Mittelstand empfunden wurden. Seit 1900 mehrten sich Anträge im Gemeinderat, tschechische ZuwanderInnen vom Arbeitsmarkt fernzuhalten bzw. überhaupt an der Zuwanderung zu hindern. Dieses politische Klima bereite den Boden für deutschnationale Anfeindungen gegenüber der tschechischen Minderheit, die von Verbalattacken über Protestkundgebungen bis hin zu Gewaltakten reichen konnten.

Der sozialdemokratische Theoretiker Otto Bauer beschrieb die Situation treffend: „Solange die Massen der einwandernden Arbeiter noch bedürfnis- und anspruchlos waren, ein elendes Leben führten, das keine Abwechslung kannte als die schwere Arbeit und den Schlaf in den elenden Wohnungen im äußersten Umkreis der Stadt [...] solange der tschechische Arbeiter hübsch demütig und bescheiden den Herren aus der Stadt aus dem Weg ging [...] solange ließ sich die Gemeindeclique die tschechische Einwanderung wohl gefallen. Aber seither sind die breiten Massen [...] zu unerhörtem Selbstbewusstsein erwacht [...]. Sie fordern die Befriedigung ihrer kulturellen Bedürfnisse, vor allem Schulen für ihre Kinder.“^[3]

Die zweite Schule konnte zwar errichtet werden, wurde aber bald von den Behörden wieder geschlossen. Obwohl dem Komenský-Verein in dem folgenden Rechtsstreit immer wieder Recht gegeben wurde, blieb die Schule bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges gesperrt, da die Schulbehörde das Ansuchen einfach unerledigt liegen ließ. Der Komenský-Verein hatte die tschechischen Schulen zunächst nur als Übergangslösung verstanden, dann kämpfte er um ihr Daseinsrecht neben den deutschen Schulen. Allerdings war die normative Kraft des Faktischen nicht zu unterschätzen, der sozioökonomisch bedingte Assimilierungstrend machte die nationalen Propagandisten im tschechischen Lager zu einer Minderheit.

Erst die nationalstaatliche Neuordnung Europas nach dem Ersten Weltkrieg verschaffte den Wiener Tschechen die Anerkennung als Minderheit, um die sie solange gekämpft hatten. Das im Friedensvertrag verankerte Selbstbestimmungsrecht der Völker machte nämlich Minderheitenschutzverträge als Begleitmaßnahme notwendig, da schon damals die nationalen Grenzen nicht mit den sprachlichen und ethnischen Grenzen übereinstimmten. Auf dieser Rechtsgrundlage musste zwar ein tschechischsprachiger Unterricht gewährleistet werden, die Komenský-Schulen hatten aber trotzdem mit massiven Widerständen zu kämpfen. Vor dem Hintergrund der permanenten Rechtsunsicherheit schickte nur ein relativ geringer Anteil der ZuwandererInnen ihre Kinder in die tschechischen Schulen, was zu einem stetigen Rückgang der Sprachkompetenz führte. Derzeit gibt es nur noch eine tschechische Schule in Wien, die aber nach wie vor als Rückgrat der tschechischen Minderheit gilt.

Regina Wonisch ist Historikerin und Leiterin des Forschungszentrums für historische Minderheiten in Wien.

„Deutsch is hier Amtssprache ...“

Beobachtungen zur Mehrsprachigkeit im Gesundheitswesen

Alltag in der Ambulanz: Ein alter Mann ist gestürzt und hat eine Platzwunde. Die Besonderheit hier: Er spricht nicht gut Deutsch, beherrscht seine Muttersprache besser als die des Landes, in dem er schon seit langem lebt. Wie kann das sein? Wieso kann der nach so vielen Jahren kein Deutsch? Der hat doch hier gearbeitet, der lebt doch hier?

Der alte Mann seufzt. Seine Augen sind halb geöffnet, an seinem Kopf trägt er einen Verband. Neben ihm sitzt eine Krankenschwester und stellt Fragen. Ein Arzt steht daneben, hört zu und versteht kein Wort. Patient und Schwester sprechen Portugiesisch. „Er wollte aus dem Bett aufstehen und ist gestürzt“, fasst die Krankenschwester zusammen, was der Patient ihr in seiner Muttersprache erzählt hat. Der Arzt nickt: Das passt zu dem, was die Sanitäter gesagt haben.

Eine andere Situation: Ein Patient liegt mit unklaren Beschwerden auf der Abteilung für Innere Medizin. Es soll eine Magenspiegelung durchgeführt werden. Ein Assistenzarzt kommt ins Krankenzimmer, um mit dem Patienten das erforderliche Aufklärungsgespräch zu führen. Der Arzt ist vom Aussehen her ein Fremder und auch seine Deutschkenntnisse klingen danach. Er sagt Sätze wie „passiert mal so dass Bauch verletzt wird, aber is nich oft“. Auf Fragen des Patienten antwortet er ausweichend. Der Patient ist verunsichert: Ist das wirklich ein Arzt? Hat der wirklich dieselbe Ausbildung wie die anderen Ärzte, oder werden hier irgendwelche ausländischen Praktikanten eingesetzt?

Vierorts werden Personal und Kundenschaft im Gesundheitswesen immer bunter. Das wirkt sich auch auf die Kommunikation aus. Immer öfter erklingt nicht das vertraute lokale Idi-

om. Stattdessen wird in gebrochenem Deutsch miteinander geredet oder es werden gleich andere Sprachen verwendet, nicht selten aus Osteuropa. Und häufig werden Angestellte mit anderen Herkunftssprachen als Dolmetscher zweckentfremdet.

Die Vielfalt steht quer zu den vertrauten Routinen. Auf einmal muss man über Probleme nachdenken, die man früher nicht hatte und für die die offiziellen Stellen keine Lösungen anbieten. In Teambesprechungen, bei Übergeben, in Gesprächen mit Patienten und ihren Angehörigen – Mehrsprachigkeit ist schön, macht aber auch viel Arbeit, könnte man in Anlehnung an ein Bonmot des Münchner Sprachkünstlers Karl Valentin sagen.

Zusätzliche Schwierigkeiten führen zu schlechter Laune, die Arbeit im Krankenhaus ist ja auch an sich schon stressig genug. Krankenschwestern verweisen Patienten dann schon mal, wie im Titel dieses Beitrags, auf die „Amtssprache Deutsch“ – obwohl ein Krankenhaus ja keine Amtsstube ist. Ohnehin beziehen sich die gesetzlichen Regelungen vor allem auf den schriftlichen Sprachgebrauch in Behörden. An solchen doch recht kaltschnäuzigen Äußerungen wird jedoch auch deutlich, dass es nicht nur um Verständigungsprobleme und den dadurch bedingten Stress geht, sondern auch um eine bestimmte Auffassung darüber, welche Gruppe in einem

sozialen Zusammenhang das Sagen haben sollte. Deutschkenntnisse sind dabei oftmals ein Zeichen, mit dem Einwanderer zeigen sollen, dass sie „integriert“ sind. Sprachliche Integration ist aus dieser Sicht eine Bringeschuld der Fremden und wenn es daran mangelt, wird dies als fehlender Respekt vor der Mehrheitsgesellschaft und ihrer kommunikativen Normalität gedeutet. In den Hintergrund gerät dabei die Frage, wie denn unter den gegebenen Umständen effektive Kommunikation gewährleistet werden könnte.

Die deutsche Einsprachigkeit ist jedenfalls keine Lösung, egal wie sehr man daran hängen mag. Die wenigen statistischen Daten zum Spracherwerb von Einwanderern zeigen, dass es immer und überall eine Mehrheit gibt, die über die Zeit relativ gute Kenntnisse der Sprache des Einwanderungslandes erwirbt, während einer Minderheit dies nicht gelingt. Hieran lässt sich nur in engen Grenzen etwas ändern. Deutschkurse erreichen nicht jeden, sie sind oft auch nicht so gestaltet, dass jeder ohne weiteres daran teilnehmen kann. Oftmals sind sie schriftbasiert und schließen damit automatisch Analphabeten aus. Menschen, die im Berufsleben stehen, haben oft keine Zeit für Sprachkurse und nicht jeder Beruf erfordert gute Deutschkenntnisse. In vielen Fällen klappt das Durchwursteln ganz gut – bis man zum Beispiel zum Arzt



Eine Ausstellung über die in der NS-Zeit ermordeten behinderten Kinder ist für behinderte Menschen der Gegenwart nicht zugänglich. Herr Groll berichtet von einem Skandal in Klagenfurt. Von **Erwin Riess**.



auf Seite
24

geht und mehr hat als nur eine Grippe. Dann aber ist es zu spät: Ein Krankenzimmer ist kein Klassenzimmer.

In vielen Fällen sind Einrichtungen dazu übergegangen, andere Sprachen in den medizinischen Alltag zu integrieren, aber nicht immer ist das, was gut gemeint war, auch gut gemacht. Oft treten beispielsweise Angehörige als Dolmetscher auf, oder auch Pflege- und Reinigungskräfte. Eine zweischneidige Angelegenheit: Einerseits wird so meist eine pragmatische Lösung gefunden, andererseits bleibt die Qualität der Dolmetschleistung im Dunkeln. Gerade bei schweren Erkrankungen und komplizierten Entscheidungsprozessen kann dies dramatische Folgen haben. Und auch für die, die in solchen Situationen als Dolmetscher agieren, ist diese Aufgabe nicht immer einfach und unproblematisch. Mangelnde Kompetenz in einer der beteiligten Sprachen kann ein Problem sein, aber auch die Beziehungen zu den anderen Gesprächspartnern müssen beachtet werden. Wird ein Pfleger eine Ärztin auf die mangelnde Verständlichkeit ihrer Aussagen hinweisen? Sollte ein Mann bei einer gynäkologischen Untersuchung dolmetschen? Kann man von einer berufstätigen Mutter verlangen, dass sie ständig die Zeit aufbringt, um für ihren im Krankenhaus befindlichen Vater zu dolmetschen? Alle diese Fragen wird man bei genauerer Betrachtung wohl eher mit „Nein“ beantworten – und die Liste der Beispiele ließe sich noch fortsetzen.

Gerade die Pflegekräfte erleben schon ohne Dolmetschaufgaben einen enormen Zuwachs an Aufgaben und eine Verdichtung der Arbeitsabläufe. Zusätzliche Sprachdienstleistungen bringen dann schnell das Fass zum Überlaufen. Die Angestellten müssen

in der Situation zwischen verschiedenen Aufgaben wählen, die alle gleichermaßen dringlich sind. Das aber provoziert falsche Entscheidungen und mangelnde Sorgfalt. Eine ständig bestehende Aufgabe wie die Gewährleistung von verständlicher Kommunikation zwischen Pflegekräften, medizinischem Personal und Patienten sollte nicht ad hoc und durch Improvisation gelöst werden.

Wie also könnte ein angemessener Umgang mit der sprachlichen Vielfalt im Gesundheitswesen aussehen? Ein erster Schritt wäre, Kommunikation auch im medizinischen Bereich nicht mehr als soft skill und Nebensache aufzufassen. Ein US-amerikanischer Forscher hat schon vor vielen Jahren den Satz geprägt: „Language is the most powerful instrument of the physician“, und diese Erkenntnis schlägt sich mehr und mehr auch in der Ausbildung von Medizinerinnen nieder. Schulungen zur Verbesserung der Kommunikation mit Patienten bekommen mehr Gewicht und werden zunehmend in die Medizinerausbildung integriert. Dies sollte auch dazu führen, dass der Umgang mit Mehrsprachigkeit stärker als bisher reflektiert wird. Hierbei sind Krankenhausleitungen, aber auch Ärztekammern und Krankenkassen gefragt. Insbesondere die Haltung der Krankenkassen ist wichtig, denn schließlich sind Einwanderer ja auch zahlende Mitglieder der Krankenversicherung. Ihre Mitgliedschaft ist nicht an die Beherrschung der deutschen Sprache gebunden – sie müssen einzahlen, bekommen aber nicht das selbe heraus. Das liegt daran, dass viele Leistungen de facto sprachabhängig sind: Ein Arzt-Gespräch muss in einer dem Patienten verständlichen Sprache geführt werden, andernfalls erfüllt es seinen Zweck nicht.

Ein reflektierter Umgang mit Mehrsprachigkeit beinhaltet auch Regelungen dazu, wie Sprachbarrieren überbrückt werden, wenn die Kommunikation in einer gemeinsamen Sprache nicht ausreichend möglich ist. In welchen Situationen darf eine Pflegekraft dolmetschen, wann muss ich einen externen Dolmetscher hinzuziehen? Aber auch: Welche Pflegekraft ist überhaupt geeignet und bereit, Dolmetschaufgaben zu übernehmen? Was muss beachtet werden, wenn man mit Hilfe von Dolmetschern kommuniziert (z. B.: mehr Zeit einplanen)?

Zusätzlich hierzu muss nichtdeutschsprachigen Angestellten ein berufsbegleitender und praxisbezogener Ausbau der Deutschkenntnisse ermöglicht werden. Es reicht nicht, sich Sprachkenntnisse durch zweifelhafte Zertifikate vorab nachweisen zu lassen. Die betreffenden Personen müssen die Kommunikationsweisen, die sie aus den Heimatländern mitbringen, reflektieren und an die deutschsprachige Krankenhauskommunikation anpassen. Es geht ja in erster Linie darum, verständliche und sichere Kommunikation zu ermöglichen. Dies kann oftmals nicht durch herkömmliche Sprachkurse geleistet werden, die „von der Stange“ bei Sprachschulen eingekauft werden. Mit wenigen Maßnahmen könnten die Belastungen, die durch Sprachbarrieren entstehen, verringert werden und die positiven Aspekte einer offenen und vielfältigen Gesellschaft in den Vordergrund treten. Dann könnte man sagen: Mehrsprachigkeit ist schön, und viel Arbeit macht sie auch nicht.

Bernd Meyer ist Professor für Interkulturelle Kommunikation und Allgemeine Kulturwissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Der Arbeitsalltag ist mehrsprachig

Für eine Honorierung von Sprachkompetenzen

In Österreich leben rund 1,6 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund und bringen laut dem Österreichischen Sprachen-Kompetenz-Zentrum rund 180 Sprachen mit. Somit tragen sie neben autochthonen Minderheiten zur Mehrsprachigkeit in einer monolingualen Gesellschaft bei. Zwei von der Arbeiterkammer Wien in Auftrag gegebene Studien widmen sich den Sprachkompetenzen der MigrantInnen und dem Umgang mit diesen Ressourcen in der Arbeitswelt.

Auch wenn mittlerweile fast niemand mehr bezweifelt, dass Sprachkenntnisse eine wichtige Kompetenz auf dem globalen Arbeitsmarkt darstellen, werden in Österreich MigrantInnen in erster Linie an ihren Deutschkenntnissen gemessen, während ihre weiteren sprachlichen Kompetenzen kaum Beachtung finden. Dabei stellen Personen mit Migrationshintergrund auch für den österreichischen Markt eine stetig wachsende KonsumentInnengruppe dar. Vereinzelt versuchen Unternehmen seit geraumer Zeit Wege und Strategien zur Erreichung dieser Zielgruppe zu finden: Die zweisprachig beschriftete „Türk-Milch“ der NÖM, mehrsprachige Werbung vieler Mobilfunknetzbetreiber sowie mehrsprachige Bankfilialen sind einige Beispiele, bilden aber nicht die Norm. Die große mediale und politische Aufregung über NÖM-„Süt“ statt „Milch“ ist noch in aller Erinnerung.

Laut der Studie von Riesenfelder et al. (2012) sprechen MigrantInnen im Schnitt drei Sprachen, wobei diese Zahl bei Nicht-MigrantInnen knapp bei zweieinhalb liegt. Die Anzahl der gesprochenen Sprachen unterscheidet sich stark nach Herkunftsland

und Bildungsstand. Die Sprachkompetenzen werden vor allem im Arbeitsalltag eingesetzt und stellen eine wichtige Ressource dar. Neben Englisch-, Französisch- oder Spanischkenntnissen werden auch die „MigrantInnensprachen“ wie Bosnisch, Kroatisch, Serbisch sowie Türkisch und Arabisch in der Kommunikation mit KollegInnen, KundInnen und GeschäftspartnerInnen eingesetzt. Zwei Drittel der Personen mit Migrationshintergrund, die eine andere Alltagssprache als Deutsch verwenden, setzen diese auch im Arbeitsalltag ein. Bei gut der Hälfte der Befragten trifft dies auf das Gespräch mit KollegInnen zu, ein Drittel nutzt ihre nicht-deutsche Alltagssprache geschäftlich und 15 Prozent verwenden sie ausschließlich in der Kommunikation mit GeschäftspartnerInnen.

Eine weitere, von der AK Wien beauftragte Studie (Ille 2013) untersucht die Mehrsprachigkeit auf Österreichs Baustellen. Am Beispiel der Baustelle am Wiener Hauptbahnhof zeigt die Studie auf, dass auf großen Baustellen neben Deutsch auch Türkisch, BKS, Albanisch und Ungarisch sowie

Slowakisch, Polnisch, Portugiesisch und etliche weitere Sprachen gesprochen werden. Viele der Bauarbeiter sprechen kein Deutsch, da sie sich in Österreich nur temporär aufhalten. An dieser Stelle kommen mehrsprachige Partieführer, Vizepoliere und Poliere zum Einsatz, die dank ihrer Sprachkompetenzen die Kommunikation ermöglichen und für reibungslose Arbeitsabläufe sorgen. Laut der Studie stellt die „Bedeutung einzelner multilingualer Bauarbeiter für den reibungslosen Ablauf des Arbeitsprozesses [...] keine Ausnahme [dar], sondern vielmehr den Regelfall der Baustellenkommunikation“ (Ille 2013: 22).

Die Deutschkenntnisse von MigrantInnen werden häufig instrumentalisiert, um bestimmte Bevölkerungsgruppen von bestimmten gesellschaftlichen und politischen Feldern auszuschließen und ihre Diskriminierung zu verschleiern. „Deutsch vor Zuwanderung“, Deutschkenntnisse für die Niederlassungsbewilligung und den Daueraufenthalt sowie Deutschkenntnisse als Voraussetzung für die österreichische Staatsbürgerschaft sind nur einige Beispiele für strukturelle Diskriminierung. Sanktionen, Zwangsmaßnahmen und Aufnahmehürden dieser Art schränken das Recht auf

^[1] Laut StudienautorInnen stuften in jenen Fällen, in denen das Interview auf Deutsch geführt wurde, auch die InterviewerInnen die mündlichen Sprachkenntnisse der RespondentInnen ein. Eine Gegenüberstellung dieser Selbst- und Fremdeinschätzung zeigte ein relativ hohes Maß an Übereinstimmung



Sieben Männer und eine Frau kurz vor dem Einstieg in ein Flugzeug: Eine Schwarz-Weiß-Fotografie aus einem Wiener Bildarchiv war Anlass für **Vida Bakondy**, die Geschichte dahinter zu recherchieren.



auf Seite
26

einen sicheren Aufenthalt und nicht zuletzt das Recht auf politische Partizipation ein.

In der AK-Studie von Riesenfelder et al. wurden ArbeitnehmerInnen neben ihren Erstsprachen- auch zu Deutschkenntnissen befragt. Knapp 60 Prozent der Befragten beurteilen ihre Deutschkenntnisse als schriftlich und mündlich fließend, während 93 Prozent finden, ihre Deutschkenntnisse seien für die Ausübung ihrer beruflichen Tätigkeit ausreichend.^[4] Diese Diskrepanz dürfte mehrere Gründe haben. Einer liegt wohl darin, dass die im Arbeitsleben angewendete Fachsprache, die man „on the job“ lernt, sich von der Alltagssprache unterscheidet und sich stark auf berufsspezifische Kommunikation über klar abgegrenzte Sachbereiche und Tätigkeitsfelder beschränkt.

Die Nutzen, die Unternehmen aus der Mehrsprachigkeit der ArbeitnehmerInnen ziehen können, liegen auf der Hand. Was aber bedeutet das für die ArbeitnehmerInnen? Welchen Nutzen können sie aus ihren hohen Sprachkompetenzen ziehen?

Es ist bekannt, dass mehrsprachige ArbeitnehmerInnen für Zusatzaufgaben eingeteilt werden, die über ihre im Dienstvertrag vorgesehene Verwendung hinausgehen: die Krankenschwester, die Dolmetschertätigkeiten für ÄrztInnen übernehmen muss; der Regalbetreuer, der verpflichtet wird die KundInnen in mehreren Sprachen zu betreuen; der Bankangestellte, der komplizierte Texte auch filialenübergreifend übersetzen muss oder auch der Bauarbeiter, „der neben seinen regulären Arbeiten am Bau immer wieder spontane Dolmetschertätigkeiten übernimmt und damit

als multilingualer Kommunikationsvermittler zwischen Polier und Arbeitern fungiert“ (Ille 2013: 23). All diesen Personen ist eines gemeinsam: Zum gegenwärtigen Zeitpunkt können sie nicht wirklich Vorteile aus ihrer Mehrsprachigkeit ziehen.

Hinzu kommt noch, dass die als LaiendolmetscherInnen eingesetzten Personen einem großen Druck ausgesetzt sind, wenn sie äußerst komplexe Inhalte wie ärztliche Diagnosen oder Bankverträge übersetzen müssen. An dieser Stelle stellt sich die Frage, ob die Muttersprachenkenntnisse der MigrantInnen auch entlohnt werden. Manfred Wolf von der Gewerkschaft der Privatangestellten (GPA-djp) stellt dazu in einem Interview fest, dass Migrantinnen mit bestimmten (Mutter) Sprachen, bevorzugt an bestimmten Standorten eingesetzt würden. Bezahlte würden diese Zusatzqualifikationen der ArbeitnehmerInnen aber nicht (Vgl. Hausensteiner 2011).

Weil Menschen mit Migrationserfahrung häufig in Hinblick auf ihre Defizite definiert werden, werden ihre Sprachkompetenzen in der Regel ignoriert bzw. nicht entsprechend honoriert. „MigrantInnensprachen“ werden oft nicht wertgeschätzt. Auch die Schule versucht mit allen Mitteln

„mehrsprachige SchülerInnen einsprachig zu machen“, so der Linguist Hans-Jürgen Krumm.

Es bedarf dringend eines Perspektivenwechsels bzw. eines neuen Denkens, das mehr Chancen für Menschen mit Migrationserfahrung eröffnet und keinen Raum für Ausschluss und Diskriminierung lässt. Vor diesem Hintergrund müssen Konzepte angedacht werden, um bislang ungenutzte Potenziale von MigrantInnen, wie etwa die Mehrsprachigkeitskompetenz, besser zu nutzen und diese für Einzelpersonen und für die Gesellschaft verwertbar zu machen.

Literatur:

Ille, K. (2013): Projekt „Kommunikation und Sicherheit auf der mehrsprachigen Baustelle.“ Endbericht. Wien: Arbeiterkammer Wien. Online unter: http://media.arbeiterkammer.at/PDF/AK_Studie_Mehrsprachigkeit_2013.pdf (Stand: 1.12.2013)

Hausensteiner, Heike (2011): „Handel: Gerne mit Zusatzqualifikation.“ In: Kompetenz. Das Magazin für den organisierten Erfolg. 6/2011. Wien. Online unter: <http://www.kompetenz-online.at/?p=1061> (Stand: 1.12.2013)

Österreichisches Sprachen-Kompetenz-Zentrum (Hg.) (2011): INUMIK – Intelligenter Umgang mit Mehrsprachigkeit. Graz: OSKZ. Online unter: http://www.oesz.at/download/publikationen/inumik_folder_a3_web_screen_final.pdf (Stand: 1.12.2013)

Riesenfelder, A. / Schelepa, S. / Wetzel, P. (2012): Beschäftigungssituation von Personen mit Migrationshintergrund in Wien. Endbericht. I.A. der Kammer für Arbeiter und Angestellte Wien. Wien: L&R Sozialforschung.

Sprachwissenschaftler: Kaum Wertschätzung für Migrantsprachen. Der Standard vom 28.2.2013. Online unter: <http://derstandard.at/1361241420720/Sprachwissenschaftler-Kaum-Wertschätzung-fuer-Migrantsprachen> (Stand: 1.12.2013)

Mevlüt Küçükyavaş, Studium der Politikwissenschaft und Soziologie, ist Referent für Integration und Sprachförderung in der Abteilung Bildungspolitik der Arbeiterkammer Wien.



Was ist uns die Mehrsprachigkeit wert?

Gedanken zum Internationalen Tag der Muttersprache

Mit dem Internationalen Tag der Muttersprache am 21. Februar erinnert die UNESCO seit 2000 alljährlich an die Bedeutung der Sprache. Er sollte aber gleichzeitig Mahnung sein, dass von den ca. 6000 Sprachen weltweit etwa die Hälfte ernsthaft vom Verschwinden bedroht ist. Dieser Hinweis ist insofern ganz wichtig, als vielfach kein Bewusstsein für den kontinuierlichen Rückgang der Sprachenvielfalt existiert: Eine Entwicklung, die in den letzten Jahrzehnten deutlich an Dramatik zugenommen hat.

Nach pessimistischen Prognosen werden bis zum Jahr 2100 etwa 90 Prozent der heute noch existierenden Sprachen verstummen, sollte sich das Sprachensterben mit der derzeitigen Intensität fortsetzen (vgl. Neumann 2009; Haarmann 2001). Ist aber in Zeiten von aggressivem Neoliberalismus und ökonomischer Gewinnorientierung eine Sensibilisierung für kulturelle und sprachliche Güter überhaupt noch möglich?

Neben jenen, die sich besorgt über das derzeitige Verschwinden von Sprachen zeigen, gibt es auch Stimmen, die meinen, das Sterben von Sprachen sei nichts Besonderes und Ungewöhnliches und in der Vergangenheit ständig zu beobachten gewesen. Ein gesellschaftlicher Wandel – so die von politischen und ökonomischen Interessen getragene Argumentation –, hinter dem sich eine bestimmte hegemoniale Ideologie versteckt, drängt bestimmte Sprachen an den Rand ihrer Bedeutung und Wahrnehmung. Wenn ihre gesellschaftliche Funktionalität mit den veränderten Verhältnissen und Entwicklungen nicht mithalten kann, ist ihr Verschwinden nicht aufzuhalten. Eine

solche Sichtweise erklärt das Sprachensterben fast als einen „natürlichen“ Prozess, in dem sich der Stärkere durchsetzt und der Schwächere aus der Bildfläche verschwindet.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass der europäische Kolonialismus in den kolonisierten Ländern viele Sprachen bedroht bzw. ihnen jegliche Perspektive und die Existenz genommen hat. In seinem Buch *Die Sprachenfresser* weist der französische Linguist Louis-Jean Calvet eindrucksvoll nach, wie Kolonialherrscher die Sprachpolitik als rassistische Unterdrückungsform eingesetzt haben. Die mitgebrachte Sprache der Kolonialherren wurde als Vision bezeichnet; die der Kolonisierten als minderwertig und unbrauchbar, weil es mit ihr nicht möglich sei, gesellschaftliche Entwicklungen zu beschreiben und wissenschaftliche Inhalte zu vermitteln (vgl. Calvet 1978). Die Kolonialpolitik hat jedoch auch in den europäischen Ländern, die eine assimilatorische Politik verfolgten, massive Spuren linguizistischer Tendenzen gegenüber Minderheitensprachen hinterlassen.

Mit Linguizismus wird eine spezielle Form des Rassismus gemeint, die sich in Vorurteilen und Diskriminierung sowie Herabwürdigung von bestimmten Sprachen zeigt: u. a. abwertende Witze und negative Attribute für Sprachen wie etwa „Kauderwelsch“ oder „Pallawatsch“. Linguizistische Strategien werden gezielt eingesetzt, sind Teil der politischen Machtausübung und stellen eine Hierarchie zwischen den Sprachen bzw. derer SprecherInnen her. Mit einer solchen Rangordnung wird eine Sprache zur alleinigen Norm erhoben. An dieser Norm gehen das gesellschaftliche Ansehen und der soziale Aufstieg nicht vorbei. Abweichende Merkmale, Eigenschaften und Zuschreibungen führen in die gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit (vgl. Dirim 2010). Damit wird aber auch deutlich, dass Sprache nicht nur ein Kommunikationsmedium ist, sondern auch ein Mittel, mit dem soziale Ungleichheiten und Unterschiede erzeugt werden. Aus der Schul- und Bildungsforschung ist hinlänglich bekannt, dass mit Sprache und mit dem Erwerb bestimmter sprachlicher Fertigkeiten und Fähigkeiten Bildungsungerechtigkeiten reproduziert und perpetuiert werden.



Bei näherer Anschauung der Sprachpolitik verschiedener Länder, die trotz Beteuerung der Wichtigkeit der Sprachenvielfalt ihr nationalstaatliches Erbe ungebrochen fortsetzen, finden wir genügend Beispiele für Linguizismus. Dabei handelt es sich um offizielle oder inoffizielle Maßnahmen, die es nicht zulassen, dass im öffentlichen Raum andere Sprachen in Anspruch genommen bzw. hör- und sichtbar werden. Hinter Schildern wie „Amtssprache ist Deutsch“ oder „Hier wird nur in deutscher Sprache bedient“ sind eindeutige Botschaften der Diskriminierung und Herabwürdigung versteckt. Solche Maßnahmen sind mehr als eine Aufforderung an den Einzelnen, sich entsprechend zu verhalten. Vielmehr handelt es sich um eine institutionell verordnete Regelung mit einer breiteren und nachhaltigeren Wirkung: Der öffentliche Raum ist für andere Sprachen verschlossen. Es sind aber nicht nur andere Sprachen, die aus dem öffentlichen Raum hinausgedrängt werden, sondern auch jene Menschen, die eine andere Sprache sprechen als die zugelassene und verordnete.

Linguizistische Strategien, die sich in institutionellen Vorschriften äußern, werden vielfach nicht sofort als Diskriminierung erkannt, weil sie in ihrer Häufigkeit als Normalzustand und Selbstverständlichkeit wahrgenommen werden. Je öfter sie im öffentlichen Raum erscheinen, umso mehr werden sie zur banalen Gewohnheit. Betroffene gewöhnen

sich an diese Diskriminierung, sie wird zum Teil ihres Alltags. Der Umgang mit dem Linguizismus wird zur Routine, was soviel bedeutet, dass verdeckter Rassismus nicht mehr als Diskriminierung erkannt, sondern als normale Begleiterscheinung in einem demokratischen Staat wahrgenommen wird.

Sprachenförderung und Sprachensterben sind Prozesse, die in hohem Maße von politischen Machtverhältnissen gesteuert werden. Gerade die Förderung der Sprachenvielfalt muss politisch gewollt und umgesetzt werden. Die Notwendigkeit der Respektierung aller Sprachen ergibt sich schon aus der Tatsache, dass jede Sprache essentiell das kulturelle Erbe der Menschheit mitprägt. Somit ist das Verschwinden einer jeden Sprache gleichzeitig auch ein Verlust für die gesamte Menschheit.

Institutionen, die sich der demokratischen Entwicklung einer Gesellschaft verpflichtet fühlen, haben die Aufgabe, gezielt gegen alle Formen von Unterdrückung und Aushöhlung der sprachlichen Vielfalt aufzutreten. Jede noch so kleine Sprache muss uns wert sein, dass sie gefördert, geschützt und erhalten bleibt.

Sprachliche und kulturelle Vielfalt sind universelle Werte, die auf die unterschiedlichen Perspektiven und Potenziale der Gesellschaft hinweisen. Jede einzelne Sprache ist ein wesentlicher Teil eines bestimmten Kulturgutes, mit dem

Menschen ihre Umwelt gestalten und weiterentwickeln und somit ist Sprachenvielfalt ein wesentliches Merkmal der gesellschaftlichen Vielfalt. Die Festigung von egalitären Beziehungen im Zusammenleben unterschiedlicher Gruppen äußert sich nicht zuletzt in der Bereitschaft einer Gesellschaft, Sprachen zu fördern, zu erhalten und ihnen Perspektiven und entsprechende Repräsentationsformen zu geben.

Der Internationale Tag der Muttersprache bietet die Gelegenheit, sich ins Bewusstsein zu rufen, welchen Stellenwert die vielen Muttersprachen in einer Gesellschaft einnehmen. Dieser Tag wird umso wichtiger, je stärker sich die sprachliche Vielfalt als gesellschaftliche Realität und Normalität durchsetzt. Sprachliche Vielfalt ist nicht nur eine individuelle Ressource, die dem Einzelnen Perspektiven und Chancen eröffnet. Sprachliche Vielfalt sollte als gesellschaftliche Ressource gesehen werden, damit alle an diesem Reichtum teilhaben können. Nur dann kann Vielfalt auch Chancengleichheit ermöglichen.

Literatur:

Calvet, Louis-Jean (1978): Die Sprachenfresser. Ein Versuch über Linguistik und Kolonialismus. Berlin: Das Arsenal.

Dirim, Inci (2010): „Wenn man mit Akzent spricht, denken die Leute, dass man auch mit Akzent denkt oder so.“ Zur Frage des (Neo-)Linguizismus in den Diskursen über die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft. In: Mecheril, Paul u.a. (Hg.): Spannungsverhältnisse. Assimilationsdiskurse und interkulturell-pädagogische Forschung. Münster: Waxmann: 91-112.

Haarmann, Harald (2001): Die Kleinsprachen der Welt – Existenzbedrohung und Überlebenschancen. Frankfurt/Main: Peter Lang.

Neumann, Andreas (2009): Sprachensterben in Europa. Rechtliche Maßnahmen zur Erhaltung von Minderheitensprachen. Wien: Braumüller.

Vladimir Wakounig ist Bildungswissenschaftler an der Universität Klagenfurt.

Klagenfurt, 3. Dezember 2013

Nach einem Ritt mit dem Mountain Bike auf den Bismberg kehrte der Dozent beim Binder-Heurigen am Jedlersdorfer Platzl zu einer Jause ein.

„Freund Groll!“ rief er überrascht und setzte sich.
 „Guten Tag, verehrter Dozent“, sagte Groll mit leiser Stimme. Er lächelte nicht. Vor ihm stand ein leeres Glas.
 „Was ist geschehen? Ich wähnte Sie in Klagenfurt, Sie sind doch erst vor drei Tagen dorthin aufgebrochen!“
 Mit einer knappen Handbewegung gab Groll eine Bestellung auf. „Mir ist etwas Fürchterliches widerfahren, und zwar mit der Kultur. Da dachte ich, es ist besser, ich kurriere mich hier beim Binder-Heurigen aus.“
 „Ja, mit der Kultur soll man nicht spaßen. Da kann man sich übel zurichten. Hatten Sie einen Unfall?“
 „Man könnte es so nennen.“
 „Wo sind Sie denn verletzt?“
 „In meiner Seele.“
 „Wenn Sie die Seele bemühen, muss es sich um eine große Sache handeln. Erzählen Sie!“ Der Dozent entledigte sich seines verschwitzten Renntrikots. Dann bestellte er saure Wurst und Weißwein.
 Groll erzählte:
 „Es gibt in Klagenfurt eine Galerie in der Nähe des Doms und der City Arkaden, einem Einkaufszentrum, das auf dem Gelände einer ehemaligen Schuhfabrik errichtet wurde und daran schuld ist, dass Dutzende Innenstadtgeschäfte in Konkurs gingen. Aber die Besitzerfamilie hat sich eine goldene Nase verdient. Und dass ÖVP und FPÖ, die den Coup politisch umsetzten, nicht leer ausgingen, ist nur ein böses Gerücht.“
 „So ist der Lauf der Welt nicht nur in Klagenfurt.“
 „Des weiteren konstatierte ich fehlende Abschrägungen der Gehsteige, viel zu wenig Behindertenparkplätze, gar keine Hotels mit behindertengerechten Zimmern und keine benutzbaren Toiletten.“
 „Auch das ist in Österreich nicht neu“, erwiderte der Dozent und nahm einen Schluck.
 „Besser ist die Lage in der Stadtgalerie hinter dem Dom“, fuhr Groll fort. „Da gibt es zwar keinen Behindertenparkplatz, aber ein Lift führt in den ersten Stock, wo sich der große Ausstellungsraum befindet. Und es gibt ein taugliches WC.“
 „Der Befund lautet also: Eingeschränkt barrierefrei.“
 Groll nickte. „Und seit 2007 gibt es einen ‚Living Studio‘ genannten Annex, in dem experimentelle Arbeiten gezeigt werden. Der Annex weist eine Besonderheit auf, ich komme gleich darauf zu sprechen.“
 Jetzt nickte der Dozent. Groll bekam den Wein, er nahm einen großen Schluck.
 „Es begab sich nun, dass Manfred Bockelmann, der

bekannte Maler und Fotograf – und Bruder von Udo Jürgens – auf das Schicksal von 130 behinderten Kindern aufmerksam wurde, die in der NS-Zeit in der Psychiatrie des Klagenfurter Landeskrankenhauses ermordet wurden; ein Teil der Kinder wurde auch ins Schloss Hartheim bei Linz verfrachtet und dort vergast.“

Der Dozent schob das Essen von sich.

„Nun waren die Nazis auch Bürokraten, sie zeichneten alles auf. Man kennt daher die Namen der Kinder, und es gibt Fotos. Der Maler hat nun jedem Kind eine große Porträtzeichnung gewidmet, die Ermordeten haben nun ein Gesicht.“

„Gut.“ Der Dozent atmete schwer.

„Es muss eine großartige Ausstellung sein“, sagte Groll.
 „Ich wollte zur abendlichen Eröffnung, rief aber mittags, durch viele Enttäuschungen gewitzt, in der Galerie an.“
 Groll nahm einen weiteren Schluck.

„Und? So reden Sie doch!“ Der Dozent beugte sich nach vor.

„Wollen Sie es wirklich hören?“

Der Dozent nickte heftig.

„Ich sei Rollstuhlfahrer“, sagte ich.

„Kein Problem“, sagte ein Mitarbeiter. „Es gebe sechs oder sieben Stufen, man trage mich aber hinauf.“

„Das darf nicht wahr sein!“ Der Dozent schlug auf den Tisch. Der Wein spritzte auf Grolls Hemd.

„Das dachte ich auch“, sagte Groll ruhig.

„Ich weiß, was jetzt kommt.“

„Der Mann bekam, mit Sigi Maron zu sprechen, einen klassischen Gesamteindruck von mir.“

Der Dozent schüttelte den Kopf.

„Da gibt es eine Ausstellung über ermordete behinderte Kinder, behinderte Menschen der Gegenwart haben aber keine Chance, sie zu besuchen. Es war in Klagenfurt, am dritten Dezember 2013, dem Tag, der weltweit als ‚Tag der behinderten Menschen‘ begangen wird, als das so war.“

Der Dozent war fassungslos. Groll starrte vor sich hin.

Anmerkung:

Der Ausstellung gingen Vorarbeiten der großartigen Historiker Peter Gstettner und Helge Stromberger voran. Sie wussten über die räumliche Situation nicht Bescheid. Minuten vor der Eröffnung karrte die Galerie eine Behelfsrampe an, sie war viel zu steil. Bei den Eröffnungsreden gab es kein Wort des Bedauerns oder der Entschuldigung für die flagrante Aussperrung behinderter Menschen. Dafür wurde beim mittlerweile eingeschalteten ORF interveniert, er solle nichts über den Skandal bringen. Der ORF-Kärnten gehorchte auf dem Fuße. Mittlerweile haben sich die Kärntner Behindertenanwältin Isabella Scheiflinger und der Bundesbehindertenanwalt Erwin Buchinger eingeschaltet. Im Jänner ließ die Galerie verlauten, dass man daran denke, eine Hebeplattform zu errichten.

Sie haben Fragen zur elektronischen Gesundheitsakte?

Die ELGA-Serviceline: 050 124 4411

Die neue elektronische Gesundheitsakte ELGA wirft Fragen auf. Und Sie haben das Recht, auf jede Ihrer Fragen eine Antwort zu bekommen. Denn Information ist wichtig – in diesem Fall für Ihre Gesundheit. **Telefonische Auskünfte Mo. bis Fr. von 7.00 bis 19.00 Uhr und online auf: gesundheit.gv.at**

BUNDESPRESSEDIENST ■ ÖSTERREICH

Eine Information der österreichischen Bundesregierung.



Internationale Konferenz

Orte, Räume und das Gedächtnis der Migration

4. bis 6. Juni 2014

Wien, Gartenhotel Altmannsdorf

mit Unterstützung von:

- Universität Innsbruck – Institut für Zeitgeschichte
- Österreichische Akademie der Wissenschaften – Institut für Stadt- und Regionalforschung
- FWF Der Wissenschaftsfonds
„Lieux de mémoires of migration in urban spaces“ und
„Deprovincializing Contemporary Austrian History“
- Arbeitskreis Archiv der Migration
- Forschungsplattform Migration and Integration Research – Universität Wien

U.A.w.g. post@renner-institut.at

Idee & Konzept:

Christiane Hintermann

christiane.hintermann@oeaw.ac.at

Dirk Rupnow

dirk.rupnow@uibk.ac.at

Programminfo:

minderheiten.gbww.at



★ ★ ★ STARS ★ ★ ★

Ein Fotofund und die Geschichte dahinter

Ohne Information über den historischen Kontext kann ein Bild alles Mögliche bedeuten. In manchen Fällen finden sich jedoch auf der Rückseite Spuren der Geschichte des Bildes. Das zeigt das Beispiel einer Fotografie, die ich vor kurzem in einem Wiener Bildarchiv entdeckt habe.

Eine Schwarz-Weiß-Fotografie zeigt eine Gruppe von sieben Männern und eine Frau kurz vor dem Einstieg in ein Flugzeug. Einer der Männer küsst die Frau auf die Wange und umarmt sie mit der linken Hand. Seine rechte Hand wie auch sein Blick weisen in Richtung der Kamera. Die Frau lächelt, ihre linke Hand berührt seine Wange. Zwei andere Männer winken mit erhobenen Händen zum Abschied, freudestrahlend. Die Bildsprache vermittelt Aufbruchsstimmung, Freude, Stolz. In der Fantasie spinne ich weitere Gedanken und rufe das Gedächtnis nach ähnlichen Bildern und dazugehörigen Geschichten ab: Es könnte sich um Fußballer oder Eishockeyspieler handeln, die nach einem erfolgreichem Sieg nach Hause zurückkehren – oder umgekehrt von zu Hause zu einem Spiel aufbrechen. Sie genießen das Bad in der Menge der Fans unter Blitzlichtgewitter. Vielleicht ist es auch eine bekannte Band?

Es ist schwer, das Foto zeithistorisch zu lokalisieren: Wo und wann wurde es gemacht? Frisuren und Kleidung legen nahe, dass es sich um eine Aufnahme aus den 1950er oder 1960er Jahren handeln könnte. Die Fotografie muss zudem in der kalten Jahreszeit aufgenommen worden sein, davon zeugen mehrere Schichten an Gewand, aber auch das Kopftuch der Frau. Bei einem der Männer blitzt unter dem weißen Pullover eine Krawatte hervor. Das visuelle Zeugnis eines feierlichen Moments.

Ein Blick auf die Rückseite der Fotografie bringt Informationen zu Tage, die das Foto nicht nur mit einem Ort und Datum versehen, sondern auch in einen konkreten Kontext setzen und neue historische aber auch symbolische Bedeutungen produzieren: „Türkische Arbeiter müssen die Niederlande verlassen“, so lautet die deutsche Übersetzung des englischen Titels. Ein ergänzender Text informiert, dass das

Foto am 14. Jänner 1968 am Amsterdamer Flughafen Schiphol aufgenommen wurde. Die Destination des Flugzeuges ist Ankara. Die türkischen Arbeiter müssen, so heißt es weiter, das Land verlassen, weil sie gestreikt haben. Ihr Arbeitgeber, ein Wohnbauunternehmen in Zaandam – einer kleinen Industriestadt im nördlichen Teil Hollands – habe sie entlassen. Bei der Frau auf dem Foto handelt es sich um eine Stewardess.

Der Text wie auch das Foto stammt von der holländischen Presseagentur *ANP Amsterdam Pool*. Gefunden habe ich es vor kurzem im *Bildarchiv Imagno*, im Bestand der Wiener Bildagentur Votava, deren Stempel ebenso auf der Rückseite angebracht ist – sowie die Kategorie, unter der das Foto im Votava-Bestand geordnet wurde: „Fremdarbeiter“. Es ist zum aktuellen Zeitpunkt noch unklar, welche weiteren Geschichten zu dieser Fotografie in den niederländischen Medien damals veröffentlicht worden sind. Ich weiß auch nicht, ob die Abbildung in österreichischen Medien im Umlauf gebracht wurde und wenn ja, wie.

Die Vorderseite der Fotografie widerspricht vorherrschenden Bildern, die mit dem Thema Abschiebung ins Herkunftsland assoziiert werden bzw. in der aktuellen Berichterstattung zum Thema kursieren: Traurige, verzweifelte und ängstliche Gesichter. Bilder von Menschen die sich der Abschiebung zu widersetzen versuchen.

Das Foto fällt auch deshalb aus dem Rahmen, weil es einen Kontrapunkt setzt zu gängigen visuellen Repräsentationen von Arbeitsmigrantinnen und –migranten in den 1960er Jahren: zu den Bildern von ankommenden Männern mit Koffern am Bahnhof, bei der Arbeit in der Fabrik oder am Bau. Es ist ein Foto, das wir in der Regel

nicht zu sehen bekommen und steht daher ebenfalls stellvertretend für jene historischen Momente in der Geschichte der Arbeitsmigration, die in vielen Fällen – ob als Bild oder als Text – undokumentiert blieben oder erst ausgegraben werden müssen.

Auch in Österreich, das wie die Niederlande im Jahr 1964 ein Anwerbeabkommen mit der Türkei abgeschlossen hatte, streikten Arbeitsmigrantinnen und –migranten gegen die vorgefundenen Arbeitsbedingungen. Davon zeugen vereinzelt Berichte der Sicherheitsbehörden, Beschwerden von Unternehmen oder auch Zeitungsartikel.^[1] Anders als ihren österreichischen Kolleginnen und Kollegen, wurde Migrantinnen und Migranten jedoch das Recht auf Streik und die damit verbundene Forderung nach verbesserten Arbeitsbedingungen systematisch verwehrt. Den Streikenden drohte die Abschiebung ins Herkunftsland und die Erteilung von mehrjährigen Aufenthaltssperren. Das Foto ist also auch ein Zeugnis demokratiepolitischer Defizite und fehlender Gleichberechtigung, die die transnationale Geschichte der Arbeitsmigration dieser Zeit charakterisierten.

Warum lächeln die Männer auf dem Foto, als ob sie einen Sieg errungen hätten? Vielleicht weil sie sich ihrer Würde und fundamentaler Menschenrechte nicht berauben ließen und Widerstand leisteten? Oder einfach weil sie froh waren, nach Hause zurückzukehren? Was auch immer die Motivationen und persönlichen Hintergründe der auf dem Bild abgebildeten Personen waren, sie sind in meiner Lesart des Fotos „Stars“ für einen Moment. Auch weil sie aufbegehrten und dabei zufrieden lächelten.

Vida Bakondy ist Historikerin und lebt in Wien. Der vorliegende Beitrag entstand als Teil des FWF-Projekts P 24468-G18 „Deprovincializing Contemporary Austrian History. Migration und die transnationalen Herausforderungen an nationale Historiographien (ca. 1960-heute)“.

^[1] Vgl. Bakondy, Vida: Die zwei Türken wollen nach Deutschland, in: *Stimme* Nr. 89/2013, 15–17.

Mythos Partizan

Wie die Vergangenheit im postjugoslawischen Raum neu bewertet wird

Heute möchte der Kapitalismus, dass unser Volksbefreiungskampf vergessen wird“, sagt der Belgrader Partisan Radoslav Đerić im Interview mit den Autor_innen von „Mythos Partizan“. Das vor kurzem erschienene Buch spürt den „(Dis)Kontinuitäten der jugoslawischen Linken“ nach.



Oktober 2013 im serbischen Kragujevac: Eine der Kurator_innen führt uns durch das Museum „21. Oktober“, in dem an das Massaker der deutschen Wehrmacht an serbischen Zivilist_innen 1941 gedacht wird. Eine der Reiseteilnehmer_innen aus Wien stellt die Frage, wie oft das Museum in den letzten Jahren neu gestaltet wurde und welche Veränderungen jeweils durchgeführt wurden. Die Kuratorin erzählt, dass es vor ein paar Jahren das erste Mal seit seiner Gründung umgestaltet wurde, früher sei es gänzlich ideologisch kommunistisch geprägt gewesen, heute wäre die Ideologie entfernt und das Museum würde nur Tatsachen abbilden. Eine „Tatsache“ in diesem Museum ist, dass zwei Gruppen während des Zweiten Weltkrieges gemeinsam gegen die Nazis gekämpft hätten: Auf der einen Seite die kommunistischen Partisan_innen unter Josip Broz Tito, auf der anderen Seite

die antikommunistischen, königstreuen serbischen Četniks mit Dragoljub „Draža“ Mihailović, die im Laufe des Krieges mit den Nationalsozialist_innen kollaborierten. Handelt es sich bei dieser Begebenheit um einen Einzelfall, wie Geschichte im postjugoslawischen Raum revisionistisch verändert wird?

Ortswechsel. November 2013 im kroatischen Zagreb: Das kroatische Fußballnationalteam der Männer hatte sich nach einem Sieg über das isländische Team gerade für die WM in Brasilien qualifiziert, als sich Verteidiger Josip Šimunić das Mikrofon griff und gemeinsam mit den Fans den Gruß des faschistischen Ustaša-Regimes anstimmte. „Za Dom – Spremn!“ („Für die Heimat – Bereit!“) wurde analog zum Hitlergruß als „Kroatischer Gruß“ bezeichnet und auch in der offiziellen Kommunikation des faschistischen NDH-Staates

1941 bis 1945 mit dem nationalsozialistischen Regime und den anderen Achsenmächten eingesetzt. Schockierend ist einerseits, dass Josip Šimunić den Gruß anstimmte und dies nachher auch nicht bereute, sondern seine Aussage sogar noch bekräftigte. Andererseits schockiert auch die Dynamik des Vorfalles: Auf das fünfmalige Rufen „Za Dom“ von Šimunić antwortete ein lautstarker Chor jedes Mal „Spremn!“: Noch ein Einzelfall von Geschichtsrevisionismus oder steckt hier eine Struktur dahinter?

Strukturierte Geschichtsumdeutungen

Betrachtet man die neuere Geschichte des postjugos-

lawischen Raums, zeigt sich spätestens mit Ausbruch der Balkankriege in den 1990er Jahren eine Verschiebung in der Geschichtsschreibung. In den neu entstandenen Nationalstaaten wird anti-jugoslawisches und nationalistisches Gedankengut in den Vordergrund gerückt. Manche kroatische Truppen hatten sogar „Za Dom – Spremn!“ auf ihren Uniformen – eine naheliegende Entscheidung, wenn man bedenkt, dass auch die Ustaša für ein eigenständiges Kroatien gekämpft hatte. Die ideologisch bedenkliche Komponente der Ustaša-Vergangenheit wurde dabei einfach ausgeblendet. Auch in den anderen ehemaligen Teilrepubliken verläuft der Prozess ähnlich. Als letztes setzte er in Ser-

[1] derStandard.at zitiert Josip Šimunić wie folgt: „Alle, die sich aufregen, sollten lieber die Geschichte studieren. Ich habe nichts Falsches gemacht. Ich wollte das schon immer mal tun. Und mich kümmert es nicht, ob man mich dafür bestrafen kann. Ich bin ein Fan von Kroatien, meiner Heimat. URL: <http://derstandard.at/1381373972267/Josip-Simunic-sorgt-fuer-Empoerung> (Stand: 25.2.2014)

bien ein, als im Jahr 2000 der ehemalige Kommunist Slobodan Milošević zum Rücktritt als Staatspräsident gezwungen wurde.

Die stark antikommunistische Haltung bedingt zeitgleich auch eine Relativierung des Antifaschismus und der Leistung der Partisan_innen, die im sozialistischen Jugoslawien zu kommunistischen Held_innen stilisiert wurden. „Die Relativierung des Antifaschismus schuf in den ex-jugoslawischen Ländern Raum für die Einführung nationaler Helden und Befreier in der Erzählung der Vergangenheit. Die jeweils separaten Nationalstaaten etablieren sich mithilfe eben jener Erzählung, die die alten Gemeinsamkeiten, wie den Kampf gegen den Faschismus, den die Kommunisten als Fixpunkt ihrer Geschichte wählten, verneint. [...] Ihre heute gültige Nationalgeschichte ist eng verbunden mit der präkommunistischen Vergangenheit, aus der kohärente kollektive und individuelle Biografien gezogen werden, um der Vergangenheit auch ohne den Kommunismus einen Sinn zu verleihen“, hält der serbische Soziologe Todor Kuljic fest.

Dies zeigt sich auch in der Analyse serbiischer Schul-

bücher für Geschichte, die Mara Puškarević durchführte (Tomic et al. 2013: 234-251). So befindet sich in einem Schulbuch aus dem Jahr 2010 im Kapitel über „Antifaschistischen Widerstand“ ein ausführliches Porträt des Cetnik-Generals Dragoljub „Draža“ Mihailovic und kein Wort zum Partisanen Josip Broz Tito.

(Anti-)Faschismus ausblenden

Auch wenn jeder postjugoslawische Staat seine eigene Geschichte schreibt, lassen sich doch Parallelen feststellen. Olivera Milosavljević vermisst die Erinnerung an den Faschismus im postjugoslawischen Raum, womit im selben Atemzug auch der Antifaschismus seiner Bedeutung beraubt wird (Tomic et al. 2013: 222-233). Stattdessen identifiziert sie drei Strategien der Umdeutung des antifaschistischen Kampfes. Während die Position der extremen Rechten die Zusammenarbeit mit den Faschist_innen begrüßt und damit Antifaschismus gänzlich verdammt, setzen konservative Personen auf einen Geschichtsrevisionismus, der den Kampf der antifaschistischen Partisan_innen deshalb verurteilt, weil er viele Menschenleben gekostet



hätte und ein stilles Abwarten die bessere Lösung gewesen wäre. Als dritte Strategie kann ein liberaler Zugang identifiziert werden, der zwar die Erfolge der Partisan_innen anerkennt, aber neue Nationalheld_innen – im Fall Serbiens z. B. die Cetniks – als gleichbedeutend im antifaschistischen Kampf ansieht.

Nicht so einfach aus dem kollektiven Gedächtnis tilgen lassen sich allerdings die monumentalen Partisan_innen-Denkmäler, die über den gesamten postjugoslawischen Raum verteilt sind und im Sammelband „Mythos Partizan“ in Bild und Text vorgestellt werden. Auch wenn einige von ihnen bereits zerstört wurden oder momentan verfallen oder zugemüllt sind, verweisen die Denkmäler in ihrer Präsenz auch heute

noch auf eine andere Art der Geschichtsschreibung. Offen ist nur, wie lang das noch so sein wird. Schließlich wird wohl nicht jeder verfallende Gedenkort saniert werden, wie dies 2009 beim Friedhof der Befreier Belgrads geschah, nachdem der russische Präsident Medwedew seinen Besuch ankündigt hatte.

Literatur:

Kuljić, Todor (2010): *Unkämpfte Vergangenheiten. Die Kultur der Erinnerung im postjugoslawischen Raum*. Hg. von Sonja Vogel. Berlin: Verbrecher Verlag.

Tomić, Borde / Zschächner, Roland / Puškarević, Mara / Schneider, Allegra (Hg.) (2013): *Mythos Partizan. (Dis)Kontinuitäten der jugoslawischen Linken: Geschichte/Erinnerungen/Perspektiven*. Münster: UNRAST Verlag.

Petra Permesser ist Redakteurin bei Radio Stimme.

Die Radio Stimme-Sendung „Heute möchte der Kapitalismus, dass unser Volksbefreiungskampf vergessen wird“ wurde am 21. Jänner 2014 auf Radio Orange 94.0 ausgestrahlt.

Das Sendungsarchiv von Radio Stimme finden Sie unter: www.radio-stimme.at



das politische magazin
abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

www.radiostimme.at

Wien	Orange 94.0
Innsbruck	FREIRAD
Graz	Radio Helsinki
Kärnten / Koroška	Radio AGORA
Bludenz	Radio Proton
Salzburg	Radiofabrik
Linz	Radio FRO
Salzkammergut	Freies Radio Salzkammergut
Kremstal	Freies Radio B138
Berlin	Radio Alex

Ein NS-Opfer am Soldatenfriedhof

Über selektive Erinnerung in Hermagor

Am 1. November 2013 wurde am sogenannten „Heldenfriedhof“ in Hermagor eine Gedenktafel für den Arzt und Erste-Weltkrieg-Offizier **Albert Menninger-Lerchenthal** enthüllt. Laut Erinnerungstafel war er Initiator des 1937 eingeweihten Kriegerdenkmales, das einen sterbenden Soldaten darstellt. Dass Menninger-Lerchenthal jüdischer Herkunft war und im Jahre 1944 von den Nazis in den Selbstmord getrieben wurde, hat allerdings bisher keinen Eingang in die offizielle Geschichtsschreibung gefunden.

Albert Menninger-Lerchenthal wurde am 10. April 1897 als eines von fünf Kindern des Arztes Albert Karl Menninger von Lerchenthal und dessen Gattin Margit (geb. Holzmann) in Sarajewo geboren. Der junge Mann aus einer alten Ärzte- und Beamtenfamilie teilte mit seinem Vater die Liebe zum Gailtal^[1] und übernahm nach Abschluss des Studiums 1928 die väterliche Praxis in Hermagor. Diese Ein-Zimmer-Praxis im Hause des ehemaligen Baders Martin Hild – später Kaffeehaus „Hild“ und im heutigen Standort der „Erste Bank“ am Hermagorer Hauptplatz – war gleichzeitig die Wohnung des jungen Arztes, der nicht nur bezüglich seiner Wohnsituation äußerst bescheiden war. Personen mit geringen finanziellen Mitteln behandelte er gratis und erfreute sich großer Beliebtheit in der Gemeinde. Geheiratet hat er nicht, über Kinder ist nichts bekannt.

Albert Menninger-Lerchenthal war jüdischer Abstammung (im Nazi-Jargon „Halbjude“), praktizierte den Glauben aber nicht. Der begeisterte Jäger war im Ersten Weltkrieg Oberleutnant der k.u.k.-Armee, später Obmann des Kameradschaftsverbandes in Hermagor. Als hoch-

dekorierte Soldat war er Träger des Kärntner Kreuzes erster und zweiter Klasse, des Militärverdienstkreuzes dritter Klasse, der silbernen Tapferkeitsmedaille für Offiziere, der silbernen Tapferkeitsmedaille erster Klasse, des Karl-



Truppenkreuzes, der Verwundeten- und Kriegserinnerungsmedaillen Österreichs, Tirols und Ungarns sowie Mitglied des Malteser-Ritterordens. Soldatische Tugenden hielt er hoch. Seine Rolle im Kärntner Abwehrkampf ist noch nicht geklärt.

Nach dem Ersten Weltkrieg setzte er sich für ein Denkmal für die gefallenen Kameraden ein. Das bereits bestehende Denkmal – die „trauernde Witwe“ –, das ihm und anderen GemeindebürgerInnen nicht heroisch genug war, wurde 1937 unter der Federführung Menninger-Lerchenthals durch eine glorifizierende Ode an den Krieg, den „Sterbenden Soldaten“ ersetzt. Bis zu den 1960er Jahren befand sich das Denkmal bei der Auffahrt Doktor-Hussa-Weg in Hermagor und wurde dann aufgrund der Verkehrssituation an seinen heutigen Standort versetzt.

Welche Geisteskinder hinter dem „sterbenden Soldaten“ steckten und wie dieses zweifelhafteste Denkmal instrumentalisiert wurde, lässt sich durch die Lektüre der Zeitungsartikel aus dem Jahre 1937 erahnen. So schreibt ein „Frontkämpfer“ anlässlich der Einweihung des Denkmals am 14. Juli 1937 in der deutschnationalen Kärntner Tageszeitung *Freie Stimmen*: „Das Erziehungswerk der deutschen Jugend liegt in Erinnerungsfähigem Aufbau deutscher Tatkraft. Deshalb müssen die Symbole heldischer Taten in künstlerischen Darstellungen zum Ausdruck gelangen, um durch das Erleben und Geschehen der Helden den Beschauer zu innerem Mitgefühl zu zwingen. (...) Der Nachwelt zum Gedenken, der Stadt zur Ehre und

^[1] In der österreichischen Nationalbibliothek finden sich von Menninger-Lerchenthal sen. verfasste Studien und Bücher über das Gailtal.

^[2] Darauf lassen Briefe von Menninger-Lerchenthal schließen.

^[3] Die entsprechenden Schreiben liegen im Kärntner Landesarchiv in Klagenfurt.

Zierde wollen wir mit Eifer an die Tat schreiten, den Söhnen des Gailtals den Spruch vor Augen führend: „Es führt nur ein Weg ins Kärntnerland, der Weg über unsere Leichen!“ Bei der Einweihungsrede am 8. August 1937 erklärt Oberst i.R. Franz Gasser v. Wolfswalde: „Der Weisheit letzter Schluß aber ist: der Krieg!“ Der Nationalsozialismus, die größte Zivilisationskatastrophe aller Zeiten, wird hier bereits vorweggenommen – ja geradezu herbeigesehnt.

Die Versetzung des Denkmals sollte Menninger-Lerchenthal nicht mehr erleben. Der Nationalsozialismus hatte auch für verdiente Soldaten, sofern sie denn Juden waren, keine Gnade übrig. Ein Umstand, den Menninger-Lerchenthal wohl viel zu lange nicht wahrhaben wollte. Nicht zuletzt deshalb, weil der Arzt beste politische Verbindungen pflegte.^[2]

Im Jahr 1944 hatten die Nazis die Endlösung bereits auf „Schiene“ gebracht. Auf Juden warteten Auschwitz und andere Vernichtungslager. Ein Jahr zuvor wurde der beliebte Arzt von Hermagor mittels einer „Notdienstverpflichtung“ nach Magdeburg befohlen. Laut einem Schreiben vom 13. Jänner 1943 hatte er dafür seine Praxis „sofort aufzulösen“ und sich bis spätestens 16. Jänner nach Magdeburg zu begeben, um dort als Arzt tätig zu sein. Menninger-Lerchenthal versuchte mithilfe seiner Kontakte einen Reiseaufschub zu erhalten. Eine mündliche Zusage vom Innenministerium wurde aber postwendend zurückgenommen und er musste das Gailtal verlassen.^[3] Fest steht auch, dass er einige Monate später ins Gailtal zurückkehrte, sich hier aber nicht mehr lange aufhielt.

Am 31. Juli 1944 „verstarb“ Menninger-Lerchenthal im 47. Lebensjahr unter bis heute nicht völlig geklärten Umständen auf der Radniger Alm in Begleitung eines ranghohen SS-Soldaten. In seiner Todesakte ist als Todesgrund „Herzmuskelentartung“ angeführt – ein zweifelhafter NS-Begriff. Es war sein Bruder Erich Menninger-Lerchenthal – ebenfalls Arzt –, der noch am selben Tag die Parte unterzeichnete und veröffentlichte. Warum ihm nichts geschah, wäre Gegenstand weiterer Untersuchungen. Eine Messe für den Verstorbenen fand in der katholischen Pfarrkirche in Hermagor statt.

Entsprechend der Kärntner Gedenktradition finden wir am heutigen „Heldenfriedhof“ die gedenkpolitische Troika „Erster Weltkrieg – Abwehrkampf – Zweiter Weltkrieg“ gemeinsam unter einem Kreuz versammelt. Hier wurde und wird seit Jahrzehnten das Kärntner „Grenzlandbewusstsein“ abgefeiert, hier wird „Abwehrkämpfern“ ebenso wie SS- und Wehrmachtssoldaten gedacht. Neben einer Hülse einer alliierten Fliegerbombe, die über Hermagor abgeworfen wurde (hier befand sich ein Rüstungsbetrieb), bietet der Gedenkort weitere zweifelhafte Besonderheiten, etwa die unter einem Adler in Gold gehaltene Inschrift „Sie starben für Österreichs Ehre, für Deutschlands Größe“. An diesem Ort gehen antislawische Ressentiments, deutschnationale Heimatverehrung, Kärntner Grenzlandbewusstsein und Soldatenglorifizierung unter dem Kreuz der Kirche eine unheilige symbolische Allianz ein und bilden gleichzeitig unverfälscht die über Jahrzehnte andauernde revisionistische Gedenktradition Kärntens und des Gailtals ab.

Es handelt sich beim heutigen Hermagorer „Heldenfriedhof“ mit der neu enthüllten Erinnerungstafel



Fotos: Verein Erinnern Gailtal

an Menninger-Lerchenthal um eine österreichweit einmalige Erinnerungskomposition. Der Ort ist fest in der Gedenktradition des Tales verankert und stellt dabei alles andere als ein „vergessenes Denkmal“ dar – wie es etwa die Initiatorin der Gedenktafel Helene Pilz in ihrem Buch über das Soldatendenkmal suggeriert. Hier finden regelmäßig große sogenannte „Internationale Soldatentreffen“ statt, bei denen

Orden aus der Nazizeit präsentiert werden. In einer im Rahmen des 34. Internationalen Soldatentreffens 2008 im Namen des verstorbenen ehemaligen Stalingrad-Kämpfers Arthur Krüger verlesenen Rede heißt es: „Auch Veteranen der Deutschen Wehrmacht konnten sich hier mit ihren Auszeichnungen ungestört bewegen. Ja, selbst Soldaten der Bundeswehr nahmen in ihrer Uniform an diesem Treffen teil. Etwas, das sie sich in Deutschland nicht erlauben durften. Viele dieser Freunde sind heute nicht mehr unter uns, und das tut sehr weh. Wir werden sie nie vergessen.“

Gemeinde, Kameradschaftsbund und Bestattung kümmern sich vorbildlich um diesen Ort. Wir haben es hier aber nicht mit einem Opferdenkmal zu tun, auch wenn dies gerne (unter anderem bei der Einweihung der Erinnerungstafel) behauptet wird. Die Opfer des NS-Terrors haben im Gailtal kein Denkmal – die Soldaten hingegen in jedem noch so kleinen Ort.

Als Verein **Erinnern Gailtal** kritisieren wir schärfstens das Verschweigen der Abstammung und der Todesgründe von Albert Menninger-Lerchenthal. Schlimm genug, das an diesem zweifelhaften Ort gleichzeitig der Opfen und der Täter gedacht wird. Eine vollständige Aufklärung über das Leben Albert Menninger-Lerchentals muss den BesucherInnen zumutbar sein und ist im Sinne der NS-Opfer. Selektives Erinnern wie im aktuellen Fall stellt hingegen eine Fortsetzung bisheriger Gedenktraditionen dar, die den tatsächlichen NS-Opfern keinen Platz einräumen. Denn bei aller Widersprüchlichkeit des Menschen Albert Menninger-Lerchenthal steht für den Verein **Erinnern Gailtal** fest, dass er ein Opfer des Nationalsozialismus war. Aus diesem Grund befindet er sich auch auf unserer Opferliste.

www.erinnern-gailtal.at
info@erinnern-gailtal.at

Bernhard Gitschtaler, aufgewachsen in Hermagor/Šmohor, ist Politikwissenschaftler und Obmann des Vereins **Erinnern Gailtal**. **Daniel Jamritsch**, aufgewachsen in Hermagor/Šmohor, studiert Kommunikationswissenschaft und arbeitet am Projekt **Erinnern Gailtal**.



Tatort Fankurve. Fußball, Gewalt und Rechtsextremismus.
Von Klaus Blume.
Berlin: Rotbuch Verlag 2013.
192 Seiten, EUR 15,80
ISBN: 978-3-86789-188-2

Die gezielte Unterwanderung von Fußballfans durch Rechtsradikale

Auf dem Fußballplatz versammeln sich viele erlebnishungrige Fans, die rechtsradikale und gewaltbereite Aktivisten dort „abholen“ wollen. Der deutsche Sportpublizist Klaus Blume beschreibt deren verdeckte Strategien.

Vor einigen Jahrhunderten hat es ihn noch gar nicht gegeben – aber in den letzten 100 Jahren ist der Sport zu einem wichtigen Teil der Gesellschaft geworden und teilt mit dieser Fehlentwicklungen und Gefahren. So entspricht dem Leistungswahn im neoliberalen Kapitalismus das Doping, die Kriminalität manifestiert sich u. a. im Wettbetrug und die zunehmende Gewaltbereitschaft mündet oft in rechtsradikale Umtriebe auf Sportplätzen. Damit beschäftigt sich der 1940 geborene deutsche Publizist Hans Blume in seiner Studie „Tatort Fankurve – Fußball, Gewalt und Rechtsextremismus“. Auch wenn die Phänomene in Österreich aufgrund anderer Voraussetzungen nicht identisch sind, lohnt sich das Lesen des Buches.

Während die früher intakten „Sozialmaschinen“ demokratische Parteien, Gewerkschaften und Kirchen mit Krisen und mangelnder Attraktivität für Jugendliche zu kämpfen haben und das Aufwachen in einer durchcomputerisierten Gesellschaft zu Vereinzelung und

verkrüppelter Empathiefähigkeit führt, ist beim Sport – und gerade beim boomenden Fußball – noch einfach Gemeinschaftsgefühl zu erleben. Für viele Fans ist Fußball Religionsersatz und Lebensinhalt geworden. Das macht sich nicht nur die Wirtschaft mit Werbung und Sponsoring zunutze, auch in die Mitte der Gesellschaft drängende rechtsradikale Gruppierungen wollen da ihr Süppchen kochen, wenn bei den Fußballfans die Flamme der Begeisterung hochkocht. Die unreflektierte Gruppenzugehörigkeit kann dazu führen, dass dann die Schwelle zur Gewalt überschritten wird. Das war auch schon bei Maibaum-Raufereien im ländlichen Bereich nicht anders, wo die Dorfzugehörigkeit eine große Rolle spielte. Manche sprechen da von „Mannbarkeitsritualen“, mit denen man eben leben müsse. Doch zu den Fans gesellen sich in manchen Ländern (z. B. Brasilien, Argentinien, England, Italien etc.) auf den Sportplätzen gewaltbereite Vollzeitkriminelle, deren Leben auch Erpressung, Drogenhandel und

Mord mit einschließt. Oft stehen sie auf gutem Fuß mit korrupten Polizisten, rechten Militärs und nach Diktatur lechzenden Großindustriellen und -grundstückbesitzern. Da ist die Tür nach rechts offen.

In Deutschland ist es vor allem die unter dem Damoklesschwert eines gerichtlichen Verbots stehende NPD, die versucht, aus Fan-Randalen Profit zu schlagen und Anhänger zu keilen. Blume beschreibt hier die gezielte Unterwanderung diverser Fangruppen bekannter Fußballklubs. Da diese auch von Trikotverkäufen in Vereinsfarben Einnahmen erzielen, kann es vorkommen, dass Leiberln nicht mit dem Vornamen, sondern mit verkappten NS-Botschaften bedruckt und verkauft werden. Zudem gründet die NPD eigene Fußballklubs und schickt Mitglieder als Funktionäre in kleine Vereine, die auf ehrenamtliche Tätigkeiten angewiesen sind. Hoppla, war nicht auch ein gewisser Herr Graf (FPÖ) eine Zeit Funktionär bei Hellas Kager?

Erich Demmer

EUROPA

AUF DER COUCH

21.3. – 8.5.2014

Eine Veranstaltungsreihe zum Europa der kulturellen Vielfalt – humorvoll, unverblümt, besorgt, kreativ, anregend

Wien • Linz • Graz • Schlaining • Villach

Programm und Infos auf GBW.AT



Das vielschichtige Porträt eines Wissenschafters und Aktivisten

In einem aus Anlass seiner Pensionierung von der Universität Innsbruck herausgegebenen Sammelband beschreiben KollegInnen und WegbegleiterInnen die besonderen Leistungen Volker Schönwieses und dokumentieren damit u. a. auch ein Stück Geschichte österreichischer Behindertenpolitik.

Der „einsame Rufer in der aussondernden paternalistischen Behindertenpolitik alter Schule“ (Erwin Riess), „ein wichtiger Vordenker der (Un-) Möglichkeit von Inklusion“ (Peter Gstettner), „ein Ermöglicher“, der „zwischen Wissenschaft und Alltagspraxis“ sitzt (Reinhard Burtscher), ein „Ideegeber mit Tatkraft und Beharrlichkeit“ (Martin Ladstätter), „ambitioniert gegen Barrieren, Diskriminierung und Ausgrenzung“, „wenn notwendig auch konfrontativ“ (Claus Melter), „ein konstruktiver Kritiker“ (Ursula Naue), „ein Mensch, der konsequent für das eintritt, woran er glaubt, ohne dabei dogmatisch zu werden, noch falschen Kompromissen zuzustimmen“ (Tobias Buchner, Oliver König) – nur eine Auswahl von Stimmen zur Charakterisierung von Volker Schönwiese, die Petra Flieger und Sascha Plangger im vorliegenden Sammelband zum Klingen gebracht haben.

Verschiedene Ebenen werden dabei in den Blick genommen und Volker Schönwieses Wirken darin und dafür aus der Perspektive der Autorinnen und Autoren beschrieben und gewürdigt: die Universität Innsbruck, wo er in den frühen 1970er Jahren studierte und als Wissenschaftler ebendort bis 2013 wirkte. Weiters sein Engagement in zahlreichen Initiativen und in der Behindertenpolitik in Tirol, der Behindertenbewegung und Behindertenpolitik in Österreich, sein Einsatz für die schulische Integration von Kindern mit Behinderungen sowie sein Wirken in Wissenschaft und Forschung, wo insbesondere seine Vorreiterrolle im Zusammenhang mit der Umsetzung der *disability studies* und inklusiver bzw. partizipativer Forschung hervorzuheben sind.

Die Publikation zeichnet sich dadurch aus, dass durch die Beiträge der Personen, die Volker Schönwiese in unter-

schiedlichen Zusammenhängen kennengelernt haben, ein facettenreiches Bild seiner Person, ein äußerst vielschichtiges Porträt entsteht, das sein wissenschaftliches und behindertenpolitisches Wirken auf sehr persönliche Weise nachzeichnet und so bei jenen, die ihn nicht kennen, Interesse an der Person und seiner politischen und wissenschaftlichen Arbeit erweckt.

All jene, die Volker Schönwiese ohnehin bereits als engagierten Wissenschaftler, behindertenpolitischen Aktivisten, wichtigen Vertreter der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung und Menschen kennen, werden sich dadurch selbst an eigene Begegnungen mit ihm erinnern und sich bestimmt in vielen Beschreibungen auch wiederfinden.

Marion Sigot



Aus der Nähe. Zum wissenschaftlichen und behindertenpolitischen Wirken von Volker Schönwiese.

Von Petra Flieger und Sascha Plangger (Hg.)

Neu Ulm: AG Spak 2013

182 Seiten, EUR 19

ISBN: 978-3-940865-56-4

Dem Schweigen entgegentreten

Zwei junge Forscher leisten einen wichtigen Beitrag zur Erinnerungskultur an die NS-Zeit im Kärntner Gailtal.

Erst durch die Verlagerung ihres Lebensmittelpunktes vom Kärntner Gailtal nach Wien sei ihnen die Kultur des Schweigens und Vergessens im Tal richtig bewusst geworden, schreiben Bernhard Gitschtaler und Daniel Jamritsch in ihrem jüngst erschienenen Buch „Das Gailtal unterm Hakenkreuz. Über Elemente nationalsozialistischer Herrschaft im Gailtal“. Durch diese Erfahrung inspiriert entstand einerseits der Verein „Erinnern-Gailtal“, der es sich zum Ziel gesetzt hat, den Nationalsozialismus und seine Herrschaftsstrukturen und Kontinuitäten im Tal zu erforschen. Andererseits verdanken wir auch das oben erwähnte Werk dem Willen der Autoren, aktiv dem Schweigen über die NS-Zeit und deren Opfer entgegenzutreten.

Gitschtaler und Jamritsch bedienen sich in ihrem aus mehreren Beiträgen bestehenden Werk einer doppelgleisigen Strategie: Zum Ersten stehen verschiedene Formen nationalsozialistischer Herrschaftsetablierung

und -absicherung im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Analyse. So widmen sich die zwei umfangreichsten Beiträge der Darstellung des Gailtals in der NS-Publizistik bzw. der Instrumentalisierung der Jugend im System der NS-Herrschaft. Geschickt werden dabei Einzelschicksale und ZeitzeugInnen-Interviews in die Erläuterungen zur polit-ökonomischen Lage der 1930er und 1940er Jahre eingeflochten, um ein ganzheitliches wissenschaftliches Bild über die Situation im Gailtal zu erhalten. Auch Namen, sowohl auf Opfer-, als auch auf Täterseite, tauchen im Buch immer wieder auf.

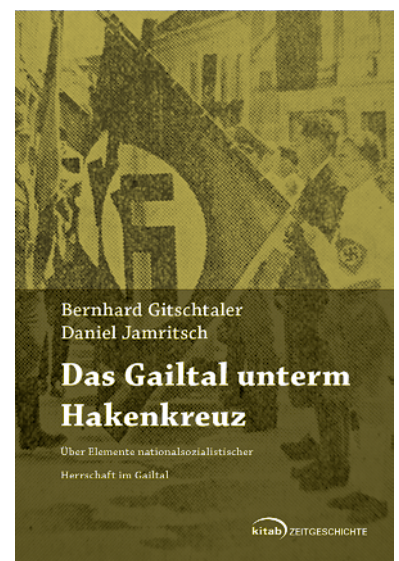
Denn gerade in einem eng begrenzten Raum wie dem Gailtal waren es oft personelle Kontinuitäten, die eine kritische Auseinandersetzung mit der NS-Zeit verhinderten, so eine These der Autoren.

Diese These ist auch überleitend zum zweiten Gleis, dem die Autoren folgen. Nicht zuletzt sehen sie ihr Forschen auch als (erinne-

rungs-)politische Intervention an, welche die Kultur des Schweigens und Vergessens aufzubrechen versucht. Aus den Versäumnissen der Vergangenheit soll gelernt werden und emanzipatorische Erinnerungs- und Handlungsformen abgeleitet werden.

Wenn auch der geografische Schwerpunkt der Arbeit klar eingegrenzt ist, so lassen sich die Schlüsse, welche die Autoren aus ihren Analysen ziehen, durchaus auch auf andere Teile Österreichs anwenden. Denn die Aufarbeitung der NS-Zeit ist gerade in den ländlichen Räumen Österreichs noch immer ausbaufähig und stößt gerade dort, wo sich Opfer und Täter nahe standen, oft auf große Widerstände. Diese Arbeit bietet einen hervorragenden Einblick in den NS-Herrschaftsapparat im ländlichen Raum sowie die Probleme und Kontinuitäten, die durch diesen Apparat auch in der Nachkriegszeit und darüber hinaus bestehen blieben.

Wolfgang Haider



Das Gailtal unterm Hakenkreuz. Von Bernhard Gitschtaler und Daniel Jamritsch.

Klagenfurt: Kitab Verlag 2013.

250 Seiten, EUR 19,80

ISBN: 978-3-902878-21-2



MehrsprachigkeitsSprech

Der eine zieht die Pistole, drückt ab, und trifft – ein bisschen zumindest – den linken Arm. Der andere sackt zusammen und stammelt noch:

„Ich spreche Serbo-Kroatisch.“ Der eine murmelt, ein bisschen erschrocken ob des Treffers, aber dann doch wieder gefasst: „Nein. Das tust du nicht.“ Ein anderer ballt die Fäuste, holt aus und trifft voll und ganz. „Es gibt kein Serbisch, kein Kroatisch und Bosnisch schon gar nicht.“ Die nächste, euphorisch bis in die rötlichen Backen proklamiert auf Schritt und Tritt: „Es ist so wunderbar und bereichernd, dass die so viele Sprachen sprechen.“ „Fick dich,“ antworten die übernächsten.

„Mama, red' ja nicht Serbisch mit mir. Dann wissen die doch, dass wir Ausländer sind,“ sagen viele

der Jüngsten und „Wer kann mir verbieten, so zu reden wie ich will?“ meinen die Emanzipierten. „Es sollte ja kein Druck ausgeübt werden,“ entgegnen jene. „Ich will nicht so reden, wie es sich alte Männer vor 170 Jahren gedacht haben,“ werfen einige wenige ein.

„So geht das nicht mehr,“ stellt der Deckel fest und ruft auf, den einen, den anderen, die nächste, viele der Jüngsten, die übernächsten, die Emanzipierten, jene und einige wenige, zu einem Gespräch.

„In welche Sprachen soll übersetzt werden?“

„Nein, die und die und die Sprachen können wir nicht auslassen.“

„Wer spricht denn die und die und die Sprachen?“

„Ich kenne da jemanden.“

„Englisch reicht. Alles andere ist unmöglich.“

„Wer kann das schon?“

„Niemand darf ausgegrenzt werden.“

„Alle sollen für sich reden. Wie sie wollen.“

„Aber dann verstehen nicht alle alles.“

„Ist das wichtig?“

„Wie sollen wir uns denn sonst verstehen?“

„Worüber soll geredet werden?“ „Die Macht der Sprache ist wichtig.“ „Es soll ein machtfreier Raum werden.“

„Wie lang soll das dauern?“

„Bis alles gesagt ist.“

„Wer sagt, wann das ist?“

„Der eine, der andere, die nächste, viele der Jüngsten, die übernächsten, die Emanzipierten, jene und einige wenige.“

„Mehr gibt es wohl nicht.“

Dieser Text ist erschienen in: AUGUSTIN. Die erste österreichische Boulevardzeitung, Nr. 357 – 12/2013.

Entstanden im Rahmen des Projektnetzwerks „Mehr Sprachen = mehr [Mit-]Sprache“ im LEFÖ Projekt „Gemeinsames Modul Mehrsprachigkeit“. Gefördert von ESF und BMBF.

Vlatka Frketic, Texterin, arbeitet bei LEFÖ zu Mehrsprachigkeit im Rahmen des Projekts „Mehr Sprachen = mehr [Mit-]Sprache“.

stimme 91

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Fernsehen

Trotz der rasanten Zunahme der Informationsverbreitung und Meinungsbildung über Social Media, ist das Fernsehen noch lange nicht tot. Es formt weiterhin die Wahrnehmung der Welt, schafft „Realität“. Für die Sommerausgabe nehmen wir uns vor, ausgehend von den Forderungen der **Initiative Minderheiten** an den ORF aus den 1990er Jahren, die Berichterstattung, die „Gesichter“, die Serien und die Zielgruppenkampagnen des österreichischen Fernsehens aus der Sicht minorisierter Gruppen zu bewerten.

stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit über 20 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.

Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der **Initiative Minderheiten** bekommen Sie die **stimme** kostenlos.

Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Auf ein Wiederlesen!

☐ Ich möchte ein **stimme**-Jahres-Abo bestellen

☐ Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden

☐ Ich möchte ein **stimme**-Zweijahres-Abo bestellen

☐ Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Vorname(n):

Nachname(n):

Adresse:

E-Mail:

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:
Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-
Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-
Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-
Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Aboverwaltung: Kai Kovrigar
Tel. & Fax: (+43 1) 9669001
abo@initiative.minderheiten.at
www.initiative.minderheiten.at
www.zeitschrift-stimme.at



» nächste **stimme** erscheint im Juni 2014